Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schrift und Volk

Auerbach, Berthold

Leipzig, 1846

Die Dichtung für das Volk, mit besonderer Beziehung auf Hebel

urn:nbn:de:bsz:31-326781

Visual Library

Die Dichtung für das Volk, mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Ich behalte auch hier wesentlich die Dichtung im Auge und lasse das, was man im Allgemeinen als populäre Schrift bezeichnet, dahingestellt. Ein Eingehen in die Masse der sogenannten volksfaßlichen Bearbeitungen aller Wissenschaften müßte nicht nur die ausgebreitetste Belesenheit sondern auch ein allseitiges Wissen voraussetzen.

Hebel's Wirken war auch in diesem Bereiche ein vorherrschend dichterisches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwissenschaften dem allgemeinsten Verständniß zugeführt hat, wenn auch z. B. seine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meisterstück populärer Darstellung betrachtet werden muß, so liegt seine Hauptkraft und Wirksamkeit doch in dem Dichterischen, das er in diesem Bereiche schuf und formte.

Die vorherrschende Rücksicht auf das Dichterische schließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsinteressen im Allgemeinen aus, vielmehr vermischen sich diese auf natürliche Weise. Wenn bei der Dichtung aus dem Volke der Selbstzweck in erster Reihe stand und erst an ihm sich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine ergab, so tritt hier schon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die volksthümliche und die volksmäßige Literatur ergänzen sich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebenssaft aus dem Herzen, diese führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige ist daher kein der Wesenheit nach Verschiedenes. Wir müssen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und desselben Seelengrundes geschieht, begrifflich trennen, um jedes in seiner Besonderheit schärfer zu fassen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volke in die Urgründe des dichtenden Subjektes zu vertiefen trachteten, so müssen wir hier vor

Allem die Bedingungen des Objektes zu erforschen suchen; wie wir dort die seelische Innerlichkeit aufzudecken strebten, müssen wir hier den geschichtlichen Thatsachen nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte.

Die gebildetsten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Gesammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innersten Kern des nationalen Lebens und strömte durch alle Aeste und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einsicht in sich hegte, trat wesentlich als Gestalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. s. w. heraus und mußte nicht erst auf abstraktem Wege als ein Resultat des innern isolirten Menschen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiste in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem gesammten Volke; so bei den Juden die Bibel, bei den Griechen

der Homer. Was höher stehende Geister über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in sich hegten, trat bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetischen Verkündigung heraus. Der Mensch sprach zum Menschen, im lebendigen Worte, das nach Gehalt und Gestalt dem allgemeinsten Verständnisse nahe liegen mußte.

Was die Griechen später in eleusinischen Mysterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne sich von der Gesammtheit ablösten, der Stamm des Volkslebens herzspältig wurde und in sich zerfiel.

In der Blüthezeit des griechischen und jüdischen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtsein nicht die Rede sein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab sich aus den unmittelbaren Gestaltungen der Welt, man lernte in und mit denselben ihren Geist kennen, der nicht von außen eingeblasen war und sich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zusammen. Religion, Gesetzeskunde u. s. w. waren

keine Wissenschaften, man sah sich überall natürlich mit denselben zusammengeschlossen. Darum waren die Weisen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volke, bestimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchströmte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen Lebens. Und hatte sich je einer zeitweilig auf eine einsame Warte gestellt, so mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeist und seinem Ausdrucke sich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine urthümliche war, hatten damit eben keine streng volksthümliche. Vorherrschend der That nach außen, minder der innerlichen in sich abgeschlossenen Entwickelung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neuen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwickelungsgang ein. Geist und Welt trennten sich, ihre organische Verknüpfung ward aufgelöst. Die neuen Völker sollten den reinen Menschen in sich aufnehmen und aus-

bilden, ihre besonderen Nationalgeister kamen dabei nicht in Betracht. Der Geist vertiefte sich in sich, wußte und wollte nichts von einem organischen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abstrakt Wahre stellte sich für sich hin. Religion und später auch Gesetz kam nicht mehr aus der Gestaltung des Lebens, es wurde abstrakt und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Gesetzeskunde ꝛc. eine Wissenschaft wurden, die sich nicht mehr als Ergebniß des Lebens fast unbewußt jedem erschloß, sondern die eine Isolirung der Seele in sich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrsamkeit ward ein ausschließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als seine Wissenschaft, ihre Ergründung und Erweiterung. Dazu kam dann in späterer Zeit die Erfindung der Presse, die die persönliche Mittheilung und unmittelbare Verständigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute sich ein eigenes Reich des Geistes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtsein fremdem Inhalte.

Die Literatur- und Culturgeschichte gingen ihre gesonderten Wege und letztere hinkte oft nur mühsam von ferne nach. —

Aus diesem flüchtigen Ueberblicke mag sich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organische der alten Völker aufgelöst ist, oder es versuchen, solches in seiner alten Abgeschlossenheit wieder herzustellen. Die Weltgeschichte thut einen Schritt, den sie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Gesetzen, die zu Grunde liegen, offenbart sich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker sollen das allgemein Menschliche in sich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Ausdrucke wiederum zu den Nationalsprachen zurückgekehrt ist, so wird auch der Inhalt immer mehr mit dem gesammten Volksbewußtsein zusammenstimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren

gesonderten Sprachen verstehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeschrittene Erkenntniß einzelner Hochstehender mit der Gesammtheit zu vereinen.

Die Literatur steht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geist, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen dastehen; er soll weniger gelernt und gelesen, als erlebt werden.

Ein großer Theil der heutigen Schriften soll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einst wieder vom Geiste durchdrungen ist, wenn man sich wohlig von ihm umschlossen fühlt; die Menschen sollen sich zu schönen Thaten zusammengesellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrschend in der Einsamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herauslesen.

Vorerst aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiste steht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, dessen unabsehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des persönlichen Verkehrs ist eine Ergänzung der Presse und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwickelung sich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger.

Es wird immer weniger isolirte, weltvergessene Geister geben, die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenseitig zu einer Verständigung, wie sie keine Periode der Geschichte aufweist. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menschheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, schon das nordische Klima widerstreite den demokratischen Lebensformen, den ständig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksversammlungen u. dgl.; durch die Eisenbahnen und was sich darum und daran fügt, können aber Massenversammlungen zu Stande kommen, wie sie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geschichtlichen Fortgange liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verlustig werden, sondern die alten Entwickelungsstufen darin bewahren.

So lebendig und persönlich auch die Verständigung und Entzündung der Geister sein wird, wir behalten dennoch die Presse. In ihr wird uns eine Vorerörterung und folgende Erweiterung der persönlichen Berührung bleiben, die stets um so fruchtreicher sein wird, weil sie den frischen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, so ist jetzt die Verständigung des lange isolirt gewesenen höheren Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste um so nothwendiger und fruchtreicher.

Vorerst bleibt uns hiefür die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt.

Die naive That ist bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutschen fast ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That vorauf und das reflective Bewußtsein begleitet sie. Im Alterthume geschah die That wie im Drama so im Leben ohne Schwanken, gewissermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathschluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrscht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft ist es nichts als sich selbst auflösendes Wetterleuchten.

Das aber ist das unergründete geheimnißvolle Wesen der That, daß sie oft mehr und we-

niger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in sich schloß; sie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abwehren, wir müssen nur streben über die Kritik hinauszukommen. Und leider ist Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk gesetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage gestellt wird.

Es bedürfte einer großen, geschichtlich begründeten Darlegung, den Zusammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unserm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfassender Kenntniß nicht zur Lösung solcher Aufgabe geeignet. Auch macht sich ja, wie auch das Beispiel Hebel's zeigen wird, alle Fortbildung wieder auf individuellem naturtrieblichen Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetische Entwickelung des Gesammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart schwebenden Fragen.

Vor Allem müssen wir die Radicalfragen beantworten: Gibt es eine besondere Volksliteratur? Soll es eine solche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und schön ist, allen Volksgenossen zugänglich und förderlich sein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Aristokratie?

Die erste Frage beantwortet sich einfach aus der Geschichte, die thatsächlich beweist, daß diese Erscheinung im Bildungsgange der neuen Geschichte begründet ist. So lange Religion, Wissenschaft und Kunst ein organisches Erzeugniß des Volkslebens sind, würden alle geistigen Errungenschaften nach Gehalt und Gestalt gemeinsam; sobald aber die Bildung sich aus der Abstraction heraus fortsetzt, gestaltet sich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksschrift ist, jene mit dieser zu vermitteln, der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre also die Volksliteratur nur formell von der höheren unterschieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit bestünde in der veränderten sprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriffe nach die Form nennt, ist in geistigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Wesenheit. Indem also die Volksschrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anschließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, wesentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunstform steht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerspruch, aber erst, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt ist, kann man zu Eroberungen aufsteigen, die auf der reinen Höhe des an sich freien Geistes gemacht wurden, und dann ist alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenossen zugänglich und förderlich, denn es erhob sich vom Lebensboden in seine freie Höhe.

Was aber die Frage der Aristokratie betrifft, so hängt sie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zusammen. Es gibt Viele, die einstweilen nichts thun, weil sie nicht das Aeußerste

und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbstbeschönigung erfinden sie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man sich nicht in eitler Großsprecherei zurückziehen darf.

Es gibt Viele, die gar schön von ihrer Liebe zum gesammten Volke, von ihrem Opfermuth für dasselbe reden, aber einmal sich ihrer stolzen Formen zu entkleiden und sei es auch nur ein Kleines den verlassenen Geistern zu bieten, dazu haben sie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das ist wol eher eine Aristokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geschmacks, theils aus überfeinem geistigen Hochmuthe, theils aus wirklichem Interesse für die Wahrung der errungenen Kunststufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoesie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunst damit zurückwiese, daß sie doch Gutes verbreite und stifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, sondern

jede bloße Tendenzschrift. Die echte Volksschrift kann auch den Gesetzen der Kunst entsprechen, ja sie muß es, weil sie sonst im Geiste des Lesers eine Unbefriedigung zurückläßt, die alles in sich Unfertige erregt.

Das eben ist die besondere Schwierigkeit der dichterischen Volksschrift, daß man bei ihrer Abfassung des vorgesetzten lehrhaften Zweckes vergesse und das volle Leben walten lasse. Der Volksschrift die Bedingungen der Kunst erlassen, heißt ihre selbständige Bedeutung in sich aufheben, sie aus dem Zusammenhange der Geistesentwickelung ablösen und der geistigen Errungenschaft der neuen Welt verlustig machen.

Es gibt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte, sie entstehen bei Ueberschwemmungen, Brandfällen u. dergl. und sind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt solche oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksschrift behandelt wissen, sie sagen: „Seid nicht so strenge, seht auf den guten Zweck.“ Gegen solche jämmerliche Bettelhaftig-

keit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksschrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft entsprechen, oder sie genügt auch ihrem sogenannten guten Zwecke nicht.

Die Volksschrift besteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch ist sie blos eine für die Nothdurft bereitete Armensuppe. Aus der Fülle des Geistes läßt sich leider die Versöhnung und Schönheit leichter spenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literarischen, sondern vom Standpunkte des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat sich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geistesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwickelung seinem eigenen Leben selber. Warum soll jetzt auch hier im Walde literarisch gepfropft und geäugelt werden?“ u. s. w.

Diesem Einwande stellt sich aber die Thatsache gegenüber, daß selbst in den wilden Wald die Cultur hineingreift, daß auch das ursprüng-

lichste für sich Erwachsende der Vorsorge und Nachhülfe nicht entgeht. Das Volksleben ist längst kein stiller Wald mehr. Das organische in sich gehaltene Leben ist den mannigfachsten fremden Einflüssen eröffnet.

Im Volksgeiste haben Schule und Kirche und sodann hauptsächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlassen; die Volksschrift soll diese aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziele führen, die zerstreuten Eindrücke sammeln und in sich abschließen.

Das Bedürfniß des Lesens, das Ausschauen nach fremden Gedanken und Ereignissen ist einmal da, und so soll der entsprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Gesangvereine, die sich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächst dem Volke seine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erst von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen sollten, so muß auch die Volksschrift zunächst das im Volke selber liegende zum Klaren ausarbeiten.

An der Pflege der Lieder können wir sehen, wie der Gang der Geschichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was sich ehedem von selbst erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtsein heraus gestützt; die pädagogische Stütze wird abgenommen werden, wenn einst der Baum wieder erstarkt ist, in sich feststeht und wurzelt. Wie das tönende Lied der bewußten Pflege bedarf, so auch die stille Gesinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteste und natürlichste Wurzel alles Rechtslebens, als naive That entstanden, sich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Gesetzgebung und weiterhin von der Wissenschaft aufgenommen, tiefer begründet und in seinen Folgerungen erweitert wird, so nimmt die Philosophie und Poesie in der Volksschrift alle Seiten des Volkslebens, das aus sich Entstandene und Entstehende in seiner Berechtigung in sich auf, erforscht die zu Grunde liegenden Gesetze und erweitert sie in ideell ungehinderte Folgerichtigkeit.

Von der kleinen umgebenden Welt ausge-

hend, mag die Volksschrift ausschreiten ins Weite, zu Gedanken und Menschen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Das eigentliche Stillleben, sowol in seiner ursprünglichen Umfriedung wie in seiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt ist nur spärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung, sie schicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältnisse und zeigen, wie er sich da zurecht findet; oder sie lassen aus den Höhen des Lebens eine Persönlichkeit die Niederungen des Daseins durchdringen. Dort unterordnet sich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier wird das eigene Leben von fremder Anschauung umgestellt; beides führt, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da sich die Zustände des Lebens noch bestimmter und zusammengehaltener gruppirten, war solche Durchführung leichter möglich, als in unsern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenössischen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen. Die Gesetze der Kunst, wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins sind, widersprechen aber solchem Verfahren. Allerdings durchdringen sich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunstwerke muß das einfache Motiv festgehalten werden.

Man wird in Gesellschaften häufig Menschen finden, die man die Toastverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkspruch aus auf eine Richtung oder Person, sie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, sich aber zu einem besondern eignet.

Solche Toastverderber gibt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; sie zerstreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerstören den Eindruck.

Die Welt ist so groß, die Thätigkeit des Lebens so mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive schließt aber

keineswegs in sich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, schneeweiß und kohlschwarz und rosenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermischen und schattiren sich die Farben.

Helle, frische Lebensfarben sind aber bei den Charakteren und Ereignissen in der Volksschrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteristik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wiederum einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernstuben nur äußerst selten Lithographien u. dgl. finden, die Bilder sind hier immer und vorzugsweise farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dies muß auch auf die Volksschrift angewendet werden. Die mehr abstrakt allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beschauers erfordert, ist hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächst das Anziehende und erst nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksschrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, so muß sie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abstrakten Schema arbeiten. Die moralischen Kunstgärtnereien mit ihren in Mistbeeten und unterm Glaskasten gezogenen überraschenden Frühgemüsen, die moralischen Musterwirthschaften mit ihren wohlgesäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal u. dgl., mit ihrer Bevölkerung von affektirten Kindernaturen, voll ungesalzener butterweicher Empfindsamkeit, und dem „Vater Ehrenreich", dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erlogenheit ihres Apparats höchstens den Spott erregen.

Die moralischen Musterwirthschaften können sich nicht aus ihrem eigenen Ertrag gestalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomischen die Mittel der Anschaffung u. s. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, so ist auch in den moralischen Musterwirthschaften der Geist, der sie anlegt und hält, in irgend einem Schulsystem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden.

Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben fassen und auf sich stellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung, dann wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die studirende Jugend gesetzt; es ist nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das gesunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des gesammten Bürgerthums werden. Die höchste Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksschrift kann mit ihren einfachen, nicht geistreich aufgestutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreise. Es gibt manchen Don Ranudo von und zu Geistreichenheim, dessen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar sehr zu statten kommen wird, wenn er sich auch den Anschein gibt, es nur zu kosten, um zu erproben, mit was sich das „niedere Volk" nährt.

Wie die Religion schlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innersten etwas

Fremdes und Ungehöriges ist, wenn sie das nicht zu werden vermag und esoterische bevorzugte Geister in Anspruch nimmt; so muß auch die Selbständigkeit des Geistes Allen werden. Ein Zustand der Dinge, der dieses nicht verträgt und sich demzufolge dagegen stemmt, ist eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiste, verworfener, unrettbarer.

Aus dem Inhalte der volksthümlichen Schrift ergeben sich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die oben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeschichte mag die Behauptung feststehen, daß ohne persönlichen, lebendig freien Verkehr, ohne Volksversammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache möglich ist.

Franzosen und Engländer, die sich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweisen. Sie haben eigentlich keine so getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine sogenannte populäre Sprache. Alles ist, wenigstens sprachlich, für die ganze Nation geschrieben.

Wol sind ihre Sprachen schon dadurch allgemein verständlich, weil sie, der Urthümlichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig sind; sie sind dadurch minder subjektiv, stehen allgemein fest. Das Gemeinverständniß, das durch die Dialekte hindurch eine gewisse Ausdrucksweise für sich erlangt hat, erhält sich aber hauptsächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einsicht, Bildung und Bethätigung Strebende liest die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angesetzt haben. Der durch Wissenschaft und Talent Höherstehende hört die Männer aus dem Volke selber reden, kennt ihre Gesichtspunkte, ihre Ausdrucksweisen, von diesen ausgehend führt er sie dann mit sich hinauf, ohne daß er sich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß sich dann aber auch sagen: Das, was du hier nicht zum Verständnisse bringen kannst, muß in seinem Ursprunge etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieselbe Wechselwirkung wie-

der ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man steht sich wieder unmittelbar persönlich einander gegenüber, indem der Mensch zum Menschen spricht.

Man ist in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalsprache zurückgekehrt, aber es ergeben sich überall die Merkmale, daß diese in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, sondern in den Studirstuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang ist vorbei, draußen in der lebendigen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Heiligen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotischen Pflanzen hinaus unter den freien Himmel und sie gewinnen hier, von der Sonne angestrahlt und in den freien Strömungen der Luft frischeres Grün und lebendigeren Trieb, als sie nimmer in den luftgeheizten Räumen und hinter den Glaswänden finden konnten. . . .

Wir haben in Deutschland hauptsächlich nur

eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch diese ist in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweise im Volke allgemein verständlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Absicht, theils ohne Bewußtsein sind daher viele deutsche Volksschriften in den salbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung sind.

Ich werde im Verlaufe dieser Schrift noch hierauf zurückkommen, hier, wo es sich mehr um das Formelle handelt, mag nur das hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeist sich mit Gehalt und Gestalt zurecht setzte und verständigte. Formell läßt sich aus der Predigt noch das entnehmen, daß das öftere Vorsetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes statt an den Schluß, eine innere Berechtigung hat. Diese Abweichung von dem lateinischen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, sondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem sie erfordert kurzweg und kecklich auf das Wesentliche loszu-

gehen und die Aufmerksamkeit auf die darauf folgende Substantiva zu spannen.

Die volksthümliche Sprache in umfassenderer Bedeutung erwächst nur in freien Volksversammlungen. Hier ist es gegeben, das was der denkende einsame Geist aus sich auferbaut und in wissenschaftlichen Gebäuden fest gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeist einzurichten; hier allein ist es gegeben, daß der Volksgeist das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abstoße.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein stiller Bursch beim Tanze hinaufsteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weisung vor, die ihm schon lange im Sinne gelegen, bis sie sie inne haben. Wie hebt und spannt sich in Lust dann sein ganzes Sein, wenn nun die still gefundene Weisung von allen Instrumenten, von jedem nach seiner Art und doch gemeinsam heraustönt. Das ist eine Freude, wenn man sich so nach der im Innern gehegten Weisung frei bewegen kann und die Freunde rundum mit....

Ist es eitel Traum und Hirngespinnst, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Geistes so sein kann? Daß nicht immer vom Blatte und nach fremden Noten gespielt wird, sondern auch einmal wie es in der eigenen sangesreichen Brust tönt? ...

Vereinzelte Reden aus den vereinzelten deutschen Volkskammern dringen auch bereits ins Volk, sie sind aber, da sie nur zur Verständigung unter den Abgeordneten dienen, nicht wesentlich von der volksthümlichen Fassungskraft bedingt.

Wenn ich die Gestaltung des volksthümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede suche, so bin ich weit davon entfernt, die oratorischen Werke als volksthümliche Schriften zu betrachten, diese sind gerade oft am weitesten davon entfernt und männiglich weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und hohl ist. Für die Schrift soll hier blos das geltend gemacht werden, daß sich das Geschriebene leicht laut lesen lasse, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeschaltete Fragen

sind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem sie zur Selbstthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leise mit dem Munde, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateinischen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der sogenannte wissenschaftliche Periodenbau, der alle Seitentaschen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgestopft hat, noch die kurze, hastig abgekappte Satzbildung, die das Zeitungswesen neuerdings aufgebracht hat, ist hier am Orte *).

*) Daß die freie mündliche Rede nicht nur in der Aufnahme von Wörtern, sondern auch im grammatikalischen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein festsetzen kann, zeigt sich schon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belastungs- und Entlastungszeugen ꝛc. sind nur am Rheine gemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanspruche, beantrage, verausgabe, beanstande, bevorworte u. dgl. fällt schon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Vorsatzsylben geholfen. Es wurde, so viel ich weiß, zuerst von Rotteck durchgeführt, daß man sagt: ich anerkenne u. s. w. statt des frühern: ich erkenne u. s. w. an. Dies könnte auch bei andern zusammengesetzten Zeitwörtern in Auf-

Unseren jetzigen Verhältnissen gemäß ist der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein festzustellen; die Bildung der Zeit und des Landes setzen allerdings gewisse äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutschen sind ja überhaupt in der Ausbildung des Individuellen, mit seinen Vortheilen für das rein Menschliche und seinen Nachtheilen für das staatlich Gemeinsame, am weitesten voraus.

---

nahme kommen, wie: behochachten, geringschätzen, entgegenhalten, andeuten, hinweisen u. s. w. Wir haben zusammengesetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene Verbindung neue Begriffsschattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchschauen, übertreten u. dgl. hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um sie passend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs scheinen mag, es wird sich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch die Trennung des Zusammengesetzten bisher das Abgelöste im Hinterhalte bewahren und mühselig nachschleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachschönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verlustig wurden.

Schon aus diesem kleinen Beispiele mag man ersehen, wie ganz anders sich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn sie blos für das Auge und die stummen Zeilen gehalten ist.

Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftsteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweise des Volkes eins ist. Diese läßt sich bis jetzt nicht in großen massenhaften Kundgebungen erkennen, sondern muß im Einzelnen zusammengesucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren gelangt, sich im Ausdrucke herabzustimmen und ganz die Redeweise seiner gedachten Leser zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht. Die Volksschrift muß auch das mit dem Volksliede gemein

haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks zubereitet sei. Wie das Volkslied erst gesungen und spät erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch zeigt sie sich auch um so angemessener, wie das meistentheils geschieht, laut gelesen zu werden. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als einmal gelesen, und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man, wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun, auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Man wird sehr häufig finden, daß, wenn man mit einem Menschen fremder Zunge die

selbsteigene Sprache spricht, man leicht durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen sucht. Gleicherweise glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieselbe Sache häufen und noch mit zentnergewichtigen Beiwörtern belasten, oder andererseits radebrechen zu müssen. Die Volkssprache ist aber keine fremde Sprache, es sind dieselben Worte und Zeichen, nur ursprünglicher und von der Anschauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volke manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeschmolzen und flüssig gemacht werden müssen, so noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben z. B. volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen" u. s. w. sprechen. Volksthümlich aber ist es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher diese Seelenzustände ausgehen, anschaulich vorführen und dabei sagen, „nun denken, fühlen" u. s. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurück-

geführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen, das Alltäglichste in hohe Redensarten einzunummen, von denen man nicht lassen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen sich schneller kundgeben würden. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen, aber in einfacher Sprache zeigt sich schnell, was einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Katheder-weisheit mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergibt sich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden ist. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit

über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vorn herein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und ersprießlicher ist ihre Rückkehr ins Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Fluth von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in den Strom der Alltagssprache gelenkt worden, daß wir mit heimischem Ausdrucke geziert, unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale

eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verspottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unserer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. s. w. ein eigenes Wort hat, sowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachschatzes, gerade diese Vorzüge erschweren uns die feste Gestaltung einer volksthümlichen Sprache. Es ist aber nicht nöthig, daß in Einem Worte alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt seien, laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird sich sein Gebiet schon behaupten.

Es gibt, wie für das Auge, so auch für das Ohr gleichsam eine Mode. Wie manche körperliche, so erscheint uns auch nach und nach manche geistige Gewandung nicht mehr so auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit dem Naturgemäßen und Schönen nicht vereinzelt dastehe, sondern Viele sich zu dessen Gebrauch zusammenthun und anschließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit

etwas Unselbstisches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, so wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach festzusetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die staatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutschland etwas im Abstreich versteigert wird, hat man am Rheine und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutschland vergantet wird, kommt man im Norden in Concurs, die süddeutschen Volkskammern verweisen eine Petition an die Commission und die norddeutschen an eine Deputation u. s. w. u. s. w.

Man hat es versäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und seine dichterische Fassung, neue Erscheinungen alsbald mit heimischen Lauten zu bezeichnen, wie z. B. Locomotive u. dgl. und wir müssen noch froh sein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reisenden Herren Engländern zu Gefallen, u. s. w. u. s. w. Und unsere aberwitzige sogenannte vornehme Welt dünkt sich um so sublimer und exclusiver, jemehr sie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt

und fremdes Kauderwelsch in ihre sociale Conversation melirt.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist, denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist. Aus der Höhe der Societät sind denn auch schon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es gibt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag" euch ein vornehmes „Buschur" zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rheine fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markör beim Billardspiel vorzählt: Posseng a Posseng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cercles es mauvais genre finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roué ein Wüstling,

der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der socialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um, und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchen scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspresse hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der Journale aussieht, und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das wesentlichste Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Censur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenstand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Censur verdrängt. Das Starke, Feste muß abgeschwächt und verdünnt, die frische Blüthe des Lebens zu einem verkochten Absud verwandelt, das Handfeste breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenstand, keine Thatsache, keinen Charakter frisch herausgreifen, und was auf ein bestimmtes Einzelnes gemünzt ist, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben sollte, muß zum Allgemeinsatze eingeschmolzen werden. Einem Allgemeinsatze stellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Wesen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen ist aber, vom Einzelnen, Bestimmten, zum Allgemeinen aufzusteigen, während wir es jetzt meist den Lesern überlassen müssen, die allgemeinen Recepte auf ihre besonderen Zustände anzuwenden und solche allein zu erkennen. Das erheischt aber eine

Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben der Verallgemeinerung der Gedanken ist man noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Scheine der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und der von ihm ausgehenden Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und beim Schreiben selber schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben, weil die Streichlust weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Falle die Kriegskunst, aber

nicht die im offenen Felde, sondern die Kriegskunst der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermessen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtsein der Bevormundung vor und in uns gesetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszusprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich sage absichtlich nicht Volksfreunde, weil solches einen ungehörigen Hochmuth voraussetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erst mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abstraktem Boden in Erörterung der Principien stand, fand sie hochgestellte Gönner und Förderer; jetzt, da sie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß sie sich Schritt für Schritt durch Hindernisse hindurchschlagen.

Selbstmörderisch wäre es aber doch, in eitler

Lässigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müssen unter ehrlosen Verhältnissen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es sind aber auch nicht immer der thatsächlichen Gewalt gegenüber stehende Gedanken, die wir zurückhalten müssen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit, manches im Namen der Freiheit Auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefsten innern Widerspruche ertragene Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatsächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbesehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerste Auflehnung des Gemüthes, solche Auflösung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es gibt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müssen sie unbekämpft lassen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken sitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei sein, uns nicht durch einen Gnaden-

blick beleidigen lassen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuständigen Richter entzogen; dieser Richter ist einzig und allein der Volksgeist und der allgemeine Geschmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen sie aufrufen. Nun aber müssen wir manche Verwirrung und geistige Falschmünzerei gewähren und selbst in die Volkskreise dringen lassen, weil wir den Beistand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geistesleben und eine volksthümliche Sprache ist nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann sich zeigen, wer den Geist des Volkes kennt und die Sprache seines Geistes spricht.

Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. — Eine Maaßgabe der volksthümlichen Musik.

Der Grundzug des Dichterischen muß in Sprache und Inhalt unserer Volksschriften vorschlagen. Die gegenseitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, dünkt mir aber doch wahr, daß unter unserm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abstraktionsvermögen, weit weniger durch alle Volksschichten verbreitet ist, als z. B. bei dem minder geschulten englischen. Die Theilnahme am Staatsleben und seinen Verhandlungen gibt einerseits diese Fähigkeit, andererseits pflanzen die freien Staatsformen von selbst eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Wege der Lehre und

Schrift nur mühsam zu erlangen sind. Wenn wir die Schriften von Channing lesen, so müssen wir staunen, daß solche zu hunderttausenden in England und Nordamerika verbreitet sind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Masse nirgends recht eingreifen, weil die Voraussetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menschen-, Bürger- und Nationalwürde erst katechetisch zu entwickeln hätten, während sie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach gestaltet sich die besondere Aufgabe unserer volksthümlichen Entwickelung: mit der Thatkraft und Erkenntniß, zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die sinnige Weltbetrachtung, die frei spielende und abenteuernde Phantasie sich entfalten zu lassen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber- und Ritterromane u. dgl. in weitesten Kreisen beliebten Schriften ist leicht ausgesprochen. Man sollte aber aus der vorhandenen Thatsache die Lehre entnehmen, daß der deutsche Volksgeist für seine dichterische Begabung eine entsprechende Anregung erwartet.

Es ist in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein bestimmtes Moralsystem paßt, die ganze volle Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften als schlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie sich Spinoza ausdrückt, sie zu beklagen oder zu verspotten. Vielmehr muß man den individuellen Gestaltungen der Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innersten noch nicht in der Ausartung begriffenen Wesen vordringt und hier die gesetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Besonderheiten werden dadurch zu schönen Blüthen einer innern Vollkraft.

Dies zeigt sich auch hier beim Volksschriftenwesen.

Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausschweifende wird nicht durch moralische Musterwirthschaften voll honigsüßer Unschuld verdrängt, so fein und zierlich man diese auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbrüderei wird das Mißliebige

verdrängt, sondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von sittlich ernstem Geiste durchhaucht dafür an die Stelle setzt. Der literarische Schnaps aus ausländischen wie aus den heimischen Brennereien wird nicht durch Enthaltsamkeitspredigten verdrängt, sondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man lustig sein und die Trübsal des Tages auf eine Weile vergessen kann.

Das Ueberspringende, Abenteuerliche, ja sogar das Phantastische sind nothwendige Elemente der deutschen Volksschrift; denn die reiche Phantasie des Volkes geht gerne wie der Mann im Mährchen auf Reisen, um etwas zu finden, daß es ihn „grusele."

Wie verträgt sich nun der dichterische Charakter mit der Tendenz, in der doch eine wesentliche Lebenskraft der Volksschrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß es streng genommen eigentlich gar keine tendenzlose Poesie gibt; was man als der Poesie widerstrebend betrachtet, ist nur die tyrannisch

einseitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgespiegelt werden soll, untergeht. Der Dichter schafft aus sich heraus und stellt Gestalt und Gedanken ohne einseitig bestimmten Zweck dar; indem er aber Gestalt und Gedanken aus seiner Weltanschauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweise, wenn er nicht geflissentlich wiederum sich selber negirt.

Musik und Poesie sind die ursprünglichsten und, wie man es nennt, populärsten Künste. Was in anderen Darstellungsweisen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreise beschränkt bliebe, gewinnt durch poetische Gestaltung die umfassendsten Gebiete. Musik und Poesie als die ursprünglichsten und volksthümlichsten bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poesie geben, die in Worten dasselbe ist, was die reine Instrumentalmusik in Tönen, so ist nur diese allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Instrumentalmusik und weiß nichts damit anzufangen, wenn sie ihm geboten wird; die

Töne müssen die Weisung eines Liedes sein, das eine bestimmte Gedankenfassung hat, ein frischer Marsch oder ein lustiger Tanz muß aufgespielt werden, da hat man ein Bestimmtes, um dort die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieser Musik liegt es dann auch folgerecht, daß sie anders als auf ihre zunächst gegebene Bestimmung verwendet werde, oder verschiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweise zu einem Marsche oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbesteht. Andererseits wird sehr oft auf eine Tanzweisung ein Lied gesetzt, dies ist offenbar bei denjenigen, deren Weisung nicht mit den Worten abschließt, sondern wo noch der Refrain wortlos nachgesungen werden muß. Aehnlich verhält es sich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als wesentlich Charakteristisches der volksthümlichen Musik erkennen wir: das Vorherrschen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweise muß von einem allein gesungen oder gepfiffen werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber sie dür-

fen nicht ausschließlich nöthig sein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen solchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Instrumentirung des Dichters losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrschen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden z. B. Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, führt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

Es ist daher von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete. Nirgends wäre die kalte, sogenannte kunstmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigensten Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenstes Leben preisgibt, das schließt die wesentliche Bereicherung menschlicher Empfindung in sich; ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild und soll nicht auch der Prosaiker sich ganz geben?

Der Schriftsteller ist theils mehr, theils weniger als er momentan in seine Schriften zu legen vermag.

Mit dem Verbrauch der zeitlichen Ernte ist

der Boden der Persönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergessen, daß wir eigentlich persönlich wirken, sprechen und streiten sollten. Und schwingen wir uns hinaus an das Ende unserer Lebenstage, was liegt daran, wie unsere endliche Persönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde, wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht ist.

In der Volksschrift vor Allem, in der es nicht auf persönliche Verklärung abgesehen sein kann, ist daher die volle Hingabe an sich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich aber nicht in salbungsvollen überschwänglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Im Volke sieht man vom Werke sogleich auf den Meister, nicht nach seinem Namen, der an sich ohne Bedeutung ist, sondern nach seinem Wesen; in diesem liegt oft die besondere Anziehungskraft.

Es gibt viele Menschen, die sich an einem Musikstücke, das sie hören, nicht recht erfreuen können, bis sie wissen woher und von wem es ist. Aehnlich verhält es sich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anschauung, daß so etwas gemacht werde, nicht so nahe, es braucht sich hier gar kein Verfasser u. s. w. zu nennen, die Sache steht für sich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendsten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors ist also hier von keinem Belang, anders verhält es sich dagegen mit dessen einheitlich geschlossenem Charakter.

Es scheint daher auch erforderlich, daß eine Volksschrift stets nur von Einem Manne verfaßt sei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgesinnten zusammengestellt. Dies scheint mir ein Mißgriff. So wenig sonst ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung stichhaltig ist, so ergibt sich doch hier ein solcher. In einer

Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiste beseelt, stundenweise abwechseln, da jeder ein besonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Masse und Schnelligkeit des Wissens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorsteht, nach dessen allseitigen Anschauungen sie sich entwickeln. Aehnlich bei der Volksschrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch so sehr gleicher Gesinnung, jeder spricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Voraussetzungen gestützt, die sich nur dem feinern psychologischen Blick erschließen; für diesen mag es von Interesse sein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anschaulich zu erkennen, für den sogenannten gemeinen Mann aber ist die Anschauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie sie sich in einer Persönlichkeit fest gestalteten, seien es die Ideen der Religion, der Menschenbildung und des Staates.

Eine Persönlichkeit bietet Handhaben für

Alle, eine allgemeine abstrakte Idee nur für Wenige.

Es soll damit keineswegs bestritten werden, daß die höchste Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinausläuft, daß die Wahrheit um ihrer selbst willen und abgesehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerst bildet sich ein Charakter am besten an einem andern und sodann kann und soll auch für jenen höchsten Endzweck der Geistesfreiheit die Persönlichkeit doch so viel Autorität bleiben, daß man um ihretwillen sich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen desselben nachzugehen, in selbsteigener Prüfung sich ihnen anzuschließen oder davon zu trennen.

Der ausgesprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe sich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die sich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfassern herrühre. — In dem Neuen Testamente unterordnen sich sämmtliche Verfasser Einer Persönlichkeit, machen sich zu Organen derselben, die allein als Mittelpunkt

dasteht. Das Alte Testament als Volksgeschichte ist von so eigenthümlicher Fassung, wie später zu erörtern ist und die Verschiedenheit seiner Verfasser bedingt minder seine volksthümliche als seine universell theologische Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in seinen Volksschriften auf, manchmal indem er sich geflissentlich gibt, manchmal indem er sich gehen läßt. Dabei hat er sich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als solcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Interesse vom Gegenstande ab und auf sich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch lästigen und damals noch unbescheidenen Ich greifen zu müssen. Der Verfasser war dadurch gewissermaßen eine mythische Person und doch zugleich lebendig handirend.

Zu dem Besten und Lehrreichsten in seinen Schriften gehört das, daß sein Charakter dabei ist.

Die örtliche und landsmännische Volksschrift.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksschrift, wie er sich in der Person des Verfassers ausprägt, schließt sich zunächst die Frage: Ist dieser persönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieses letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt sein? Soll und muß demnach ein wirksamer Volksschriftsteller ein landsmännischer (provinzialer) sein?

Manche sind in der thatsächlichen Beantwortung dieser Frage so weit gegangen, daß sie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelübersetzung, daß Schule und Kirche, und es kann

hier noch hinzugefügt werden, die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen, die Mundart in das Bereich der niedern Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbst auf dem Standpunkte, wo das Landsmännische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, ist es daher mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Sprache ist noch der einzig gemeinsame unzertrennliche Boden des deutschen Volkes, die Sprachgesetze sind die einzig gemeinsamen Gesetze, unter deren Herrschaft wir stehen, in denselben Lauten erstehen und bilden sich unsere Gedanken und Empfindungen; losgerissene Länderstriche wie ausgestoßene Glaubensverwandte erkennen sich dadurch mit dem gemeinsamen Vaterlande unauflöslich verbunden. Die Sprache ist der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rücksicht für die Wahrung der Besonderheiten müssen wir daher die allgemeine Volkssprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu ist die Volksschrift vor Allem berufen. Die Mundarten können und werden nie ver-

schwinden, aber Eine Sprache muß Allen verständlich sein, wenn wir nicht erst die wahre Zerklüftung herbeiführen wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksschrift steht aber auch bereits das entgegen, daß der Mann aus dem Volke, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, sich gerne in der Sprache angeredet sieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens ist. In seiner kleinen Bücherei gruppirt sich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel, er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernst und Scherz ein Hinausheben aus seiner gewohnten Welt. Wie es ihn erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, sondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wissen, so will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniedersteige und den Bauernkittel anziehe, sondern daß man sich's in seinem Gewande an seinem Tische gefallen lasse. In den Darstellungen der Mundart kommt er sich vor wie ein Mensch, der sich auf dem Theater

kopirt sieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen der Mundartschriften stutzen die meisten Bauern und meinen, das wär doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt, sie wüßten nicht was die Herren dabei hätten u. s. w.

In der Volksschule ließe sich wol zur Erläuterung mancher Anschauung, mancher Begriffs- und Wortbildungen, fruchtreich auf die Mundart zurückgehen *), in der Volksschrift weniger.

Anders ist es dagegen mit der geistigen Individualität eines Volksstammes oder Landes. Hier lassen sich Anknüpfungen finden, die das innerste Herz des Lesers in Bewegung setzen, Anknüpfungen, die sich nicht sowol an geschicht-

*) Dies würde auch unmittelbar auf den geschichtlichen Weg des Sprachunterrichts führen, den J. Grimm der abstrakten Theorie gegenüber verlangt; sein Wort würde sich dabei bewähren, daß man „die Sprache nicht lehren, sondern nur daran lernen kann." Man liebt es aber, weil das auch leichter ist, in Schulen und Kanzleien, das Volk von oben herab durch abgezogene Gesetze zu regieren, statt daß man dem organisch geschichtlichen Triebe des Volksthümlichen nachginge.

liche Erinnerungen heften, als vielmehr an das historische Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatsachen in bestimmten Umrissen in sich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in sich schließt.

Die Geschichte als solche ist dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und sehet zu, welche Namen, Thaten und Ereignisse das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an diesen kann sich der Volksschriftsteller wenden.

Es ist eine wundersame Führung, daß, nachdem die ältere Geschichte hinabgesunken und fast beziehungslos zur Gegenwart ist, doch die große Masse nicht erst ein Dasein von gestern hat, sondern in sich eine tiefe Fülle geschichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gerne eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Gesetze hätten, nicht zugeben wollen; es ist aber doch so und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geschichtliche deutsche Volksgemüth hat

als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwickelung nur noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland, Hoffmann u. A. haben ihre beste Lebenskraft unausgesetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch sie zum unerschöpflichen Quellsprung des deutschen Volksgeistes vor, manchen abgerissenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verstehen, erweitern und in tieferen Zusammenhang bringen; jene Eroberungen sind nicht blos für ein wissenschaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen können, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgesetzt werden, ohne daß ihre übersichtliche Zusammenstellung in jenen wissenschaftlichen Werken verloren ginge, denn es ist gemünzter Geist und kein äußerlicher, verlierbarer Stoff.

Es gibt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher

fügen, als bis sie einen gewissen äußeren Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben. Möglich, daß er dieses Mittleramt aus dem wissenschaftlichen Bewußtsein heraus antritt, nöthig aber ist solches nicht; vermag er es nur, das was in ihm sich als Volksthümliches concret gestaltet hat, ganz und rein herauszustellen, so wird mit der Erfüllung seines nächsten unmittelbaren Zweckes dieser auch mittelbar in die Wissenschaft aufgehen.

Hier ist wieder der Punkt, wo der scheinbar vereinzelte Selbstzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für den vorliegenden Zweck genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wissenschaftliche, als die praktische Bedeutung der Volksschrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zusammenhang hinzuweisen.

Die tief eingreifende Wirksamkeit ist vor Allem dem landsmännischen Volksschriftsteller gegeben.

Hebel war ein solcher. Er hatte sich wenig bei der neuen Erforschung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenngleich sein Wörterbuch bei den allemannischen Gedichten sein Verständniß hierin bezeugt), er gab sich wesentlich der Denk- und Sprachweise seiner Landsleute hin und brachte diese zu ihrem reinsten Ausdrucke. So bereicherte er mittelbar die Geschichte des volksthümlichen Geistes und seiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgesetzten Wirksamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geschick ein vorherrschend landsmännischer Volksschriftsteller, wie er auch persönlich nie aus Süddeutschland hinausgekommen ist, und nur einmal die Lust verspürte, es zu verlassen, aber dann gleich — nach Paris zu reisen.

Die in das geschmeidige Silber der Prosa gefaßten Kleinodien des Schatzkästleins sind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verse gefaßten allemannischen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtsein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreisen zugänglich, wäh-

rend die Schöpfungen für das Volk diesem zunächst anheimgestellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darstellung des Volksthümlichen auch den Fernstehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und suchte es als solches in sich aufzunehmen, während in den prosaischen Geschichten theils Bekanntes, theils neu Geschaffenes in der sprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innersten Wesen besondern Anschauungsweise eines bestimmten Volksstammes vorgetragen wurde. Die allemannischen Gedichte geben ein völlig in sich abgeschlossenes Leben und konnten so leichter die allgemeinste Aufnahme finden, die Kalendergeschichten dagegen stützen sich auf Voraussetzungen landsmännischer Erfahrungen und Anschauungen, die nicht ganz zur Darstellung kommen, und eröffnen von diesem Standpunkte Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, seiner Vollendung nach Gehalt und Gestalt wegen, wie z. B. „Kanitverstan" in fast alle Schulbücher überging, so blieb die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen

Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beschränkt.

Es gibt in manchen Gegenden gewisse Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genossen werden, den Einheimischen und anwohnenden Nachbarn aber gar sehr munden. Sind nun die Hebel'schen Erzählungen ein solcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle kosten lernen und der gute Hebel'sche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich sein wird, ein allen Deutschen ans Herz greifendes und auch als Kunstwerk abgeschlossenes Volksbuch zu schaffen, das ist eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abschluß finden mag. Wir können dadurch fast nur zur Erkenntniß der Hindernisse gelangen, als da sind: Mangel eines allgemein vorhandenen geschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich eine solche Dichtung aufbauen

ließe — denn selbst von unserer nächsten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, ist keine feste Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Persönlichkeit im gesammten Volke haften geblieben — der Mangel eines sichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens, das verschiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachsten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerstückelung der Interessen nach der diplomatischen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. s. w. u. s. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur positiven That gewonnen. Diese mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtsein der Hindernisse, oder trotz derselben.

Neben beziehungsweise allgemeinen Volksschriften müssen noch immer landsmännische (provinziale) zu tiefgreifender Wirksamkeit erstehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Ich sage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären seine kleinen Sachen lateinisch geschrieben, unsere Schulweisen würden viel Aufhebens von seiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeister der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm *), in

*) In der Widmung zur deutschen Grammatik: „Unsere heutigen Dichter leben in einem Geräusch von Stoff und Form, woraus sich Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur sind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel." Ich beziehe dies wesentlich auch auf die Schriften in Prosa und nicht blos auf die allemannischen Gedichte; der Zusammenhang scheint mir solches zu ergeben. Unbegreiflich scheint es mir, wie Gervinus in

der Geschichte der deutschen Sprache Hebel'n einen solchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'sche Styl in der neuern Behandlung der Literargeschichte nicht die nothwendige Würdigung gefunden; vielleicht aus der aristokratischen Rücksicht, weil keine umfassenden Werke von ihm vorhanden sind.

Hebel hat nicht nur die ursprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweise seines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Bestimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelsten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man sich selber und seine Leser durch Sorgfalt in Achtung setzt, so wie noch die Rücksicht auf das eigenartige Publikum leitete ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, so zu sagen an jedem Worte gedrückt wird, wie man

---

der so vortrefflichen Charakteristik Hebel's aus einer nicht geschichtlich begründeten Ursache (daß Hebel die Kalendergeschichten nicht aus innerm Antrieb verfaßt) diese so weit hinter die Gedichte stellen konnte.

es auslegt, deutet, hin und her wendet und sich dabei strenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären sucht. Wie hier die Druckfehler sorgsam zu vermeiden sind, weil sie gewissermaßen den Worten ihr Feststehendes nehmen, sie schwankend machen, so daß man sich nicht mehr auf die Schrift verlassen kann; gleicherweise muß auch im Gebrauch der Worte alles Unbestimmte, Umhertastende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichst immer so bezeichnet sein, daß sich kein anderes Wort dafür setzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, sondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt schon die selbständige und neue Auffassung des Gewohnten mit sich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft liest, findet man das Wort- und Satzgefüge scheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerst zierlich und genau abgemessen *).

*) Mit welcher Bestimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt sich auch daraus ersehen,

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, so tritt in Sprache und Ton stets die Eigenthümlichkeit des Verfassers hervor. Diese Sprache ist kein Gespinnst mit der Maschine, das in dieser oder jener Fabrik gefertigt sein könnte, es ist mit der Spindel gesponnen und jeder Faden aus dem Munde genetzt.

Der Ton und Gang ist bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da rasselt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat sich nicht seiner selbst begeben; man reist im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöppchen getrunken, oder einem am Wege Liegenden aufgeholfen und derselbe noch gar mitgenommen.

Mit Lächeln oder Ernst, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abschwei-

---

daß er die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne stylistisches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geschichten aufgenommen und es ergibt sich, daß Jegliches der unvergänglichen Dauer würdig ist.

fende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitze im Vorüberfahren eine Frucht vom Baume am Wege zu pflücken.

Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieser, der drängenden Empfindung erledigt, läßt sich dann bequem nieder und erstattet ordnungsmäßig Bericht *).

*) Gar anmuthig sind oft die Wendungen, die Hebel bei diesen Gelegenheiten nimmt; so z. B. bei der Geschichte „Der Barbierjunge von Segringen" fängt er an: „Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr" u. s. w. Die Geschichte: „Der Herr Wunderlich" beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerksamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken u. dergl. dabei im Hintergrunde der Seele hegt; darum ist es besser, man setzt diesen gleich ab. Dies ist auch an sich schicklicher, als das vielfach pedantisch herauskommende: die Fabel lehrt, am Schlusse. Zudem vergißt der Hörer während der Darlegung des Sachbestandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, sie diente nur dazu, eine gemeinsame Stimmung zu bereiten, in der Sache selbst aber stand er für sich da und er mag sich dann geneigt fühlen, nach selbstgebildeter Anschauung die Einleitung u. dergl. wieder zu lesen und mit seiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

Es gibt viele einfach schöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Fassung der

---

wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann" u. s. w. Diese Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie sind eben so individuell als volksthümlich charakteristisch.

ersten Takte wie von selbst erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in seiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchsichtigkeit, die Einfachheit bei allen abspringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den körnigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel", von „gesprächiger Antwort" spricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Capital steigen und die Zinsen eintreiben" läßt u. s. w. *).

Auch formell wird der Leser zur Selbstthätigkeit angeregt, ohne ihn zu zerstreuen.

---

*) Daneben verschmäht Hebel spaßhafte oft ungrammatikalische Provinzialismen nicht, so wenn er z. B. in der Geschichte: „Hülfe in der Noth" erzählt, wie „der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte" u. dgl. Schmeller führt hievon (Die Mundarten ꝛc. S. 369) ein Substantivum „ungazer", einer der nicht gegessen hat, an.

Dies hervorzuheben ist in der Gegenwart von besonderem Interesse *).

*) Einen eigenthümlicher Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier besonders in sprachlicher Hinsicht. Claudius schreibt bald selbst, bald läßt er seinen Vetter und diesen dann in ganz populärer Weise auftreten. Diese Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volkssprache ganz getrennt ist von der Bildungssprache, während in Oberdeutschland der Dialekt der Schriftsprache ganz nahe steht und in sie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Persönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritisch bewußt, von literarischen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteristisch ist.

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende.

Es gibt viele Richtungen des heutigen Geschmacks, deren fahriges Wesen eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Bestimmung Stand hält. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Interessanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieser Richtung festzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Bestrebungen, die für die höheren Gebiete des Geistes sich regen.

Das sogenannte höhere Gesellschaftsleben bewegt sich fast ausschließlich zwischen den posi-

tiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ennüyiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

Pikant ist das Unvergehrene, oder das durch einander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstabe zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man gibt sich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten, das eben ist ja gerade pikant.

Hat der Darsteller des Pikanten eine Tendenz, so werden die von ihm Verfolgten ihn ge-

wiß am meisten lesen; sie fühlen es dunkel, daß er sie nur amüsiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der sittliche Boden fehlt, von dem aus sie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in sich zusammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die seltsamen und oft brillanten Wunderlichkeiten seiner Subjektivität ausgebreitet hat, so ist er im Stande und wirft zuletzt noch seine Leser, seine Gebilde und sich selber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu sich noch zu seinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväterisch und langweilig.

Nun aber tritt sein Halbbruder oder sein eigener Doppelgänger auf, der mit verschränkten Armen, blassen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt steht, es ist das Interessante.

Das Interessante ist der gesellschaftfähige, modisch aufgestutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenstand, ein Ereigniß, ein Mensch eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne da-

durch das thatenlose Gleichgewicht zu stören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, sondern nur die lahme Maschinerie eine Weile in Gang bringt, so nennt man das interessant. Ein leidender Zug ist erforderlich, er darf aber nicht so stark sein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüstlingsnaturen vorführen, mit dem scheinbar nachlässig drapirten Schleier eines Geheimnisses, das „enchantirt"; erstorbene Empfindungsleichen noch einmal galvanisiren, daß sie krampfhaft aufzucken, wie reizend und interessant ist das!

Zu dem Interessanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuschauerstellung herauskommt, denn Amüsement, Genuß ist hier der Hauptzweck. Man betrachtet sich das Schauspiel und fühlt sich dabei recht wohl in seiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung ist wesentlich: Aufsehen erregen.

In der literarischen Form trifft das Pikante und Interessante fast ganz zusammen, man ist bei jedem einzelnen Satze am Ziele, weil man keines

hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen. In der pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für sich einen besondern Anspruch. Die Sprache unterordnet sich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieser nicht da ist.

Nie und nirgends ist mehr von „brillantem Styl" und „eleganter Schreibart" als etwas ganz Besonderm die Rede, als beim Interessanten und Pikanten, weil es sich dabei nicht um die Hervorbringung eines Neuen handelt, sondern wesentlich nur um den virtuosen Vortrag.

Wie verhält sich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es gibt keine besondere Aesthetik des Volksthümlichen, die Zustände und Motive sind hier nur noch einfacher, ursprünglicher.

Das sauersüße Lächeln, das Aufgeregtsein ohne bestimmtes Wollen und Wünschen durch die

Vermittlung des Pikanten kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrscht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen.

Das Pikante muß schnell verschlungen werden, der Leser und Zuschauer darf gar nicht zur Besinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geschwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewissen behaglichen Ruhe gewiß sein.

Die raschtaktigen Gallopaden sind auch schon auf dem Lande heimisch geworden, aber man bewegt sich doch noch vorzugsweise gerne nach den sanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan und läßt sich wieder herab, Alles blos der Uebung zu lieb; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergibt sich schon von selbst.

Das Geistreichisiren ist hier nicht am Platze. Wie man im Volke nicht leicht spaziren geht,

um sich eine Bewegung zu machen, ziellos, so ist auch die geistige Bewegung nicht bloßes Spazierengehen; man will wohin kommen, oder sich nach dem Seinigen umschauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte aussieht und wo man am Werktage zugreifen muß.

Kann das Pikante nur rasch, so kann es auch meist nur Einmal genossen werden. Die Volksschrift aber muß ihrem innersten Wesen nach oft und oft gelesen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logisch gehaltene Darlegung noch nicht so leicht von einem feingespitzten Bonmot ausgestochen; man will sich noch überzeugen lassen und findet das noch nicht langweilig oder uninteressant.

Die ganze abgezehrte Interessantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laster ist noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Gestank bleibt Gestank. Und vor Allem: im Volke ist nicht wie in der Welt der Interessantheit das Bewußtsein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben ist noch nicht blos Genuß, sondern auch eine Pflicht,

das Nachdenken ist eine Pflicht, die zur That führen soll.

Tugend und Rechtschaffenheit sind hier noch keine langweiligen altväterischen Worte und Sachen, und sollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußsucht, auch in geistigen Dingen, die keinerlei Anstrengung, keinerlei emsiges Thun mehr will, die dilettantische Topfguckerei kann und soll nicht ins Volk dringen.

Auch ist das nicht so leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und säen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß auch der Volksschrift die rechte Würze nicht abgehen darf, nur ist Gewürz keine Speise. Die Volksschrift muß mehr wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun sein und zum Thun hinführen. —

Im Zusammenhange mit dem Streben nach Pikantem steht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufsehen Erregendem.

Wol noch keine Zeit kannte einen so raschen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unsrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausschreitungen aller Art, die vor einem jähen und spurlosen Versinken in dem Strome des Tageslebens wahren sollen. Dagegen finden sich andererseits gediegene Charaktere, die sich verstimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreise zurückgezogen haben. Es ist aber nicht immer blos selbstsüchtiger Ehrgeiz, sondern gewiß eben so oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts scheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu lenken, und müssen sie auch selber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang nach Aufsehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften ist allgemein und ein Zeichen von der fieberischen Krankhaftigkeit einer Epoche, die sich erfolglos abkämpft und sich mindestens an kecken Fanfaren erlustigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Versammlungen finden; die emsigsten und anhaltendsten Arbeiten gehen

oft spurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da spannt sich überall die Aufmerksamkeit.

Man kann diesen Zustand der Gemüther nicht schlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menschenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf sich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, still sich Entfaltenden, erheischt einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer sich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuständen der Gegenwart betheiligt, fast durchweg in dem tiefsten Widerspruche mit denselben steht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die stille Entfaltung des Lebens in unscheinbaren Stellungen darzulegen, so muß auch die Schrift für das Volk in den Wirksamkeiten für das Allgemeine jenes emsige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufsehen Erregendes hat, dennoch aber die Gesundheit und Fülle des Lebens in sich schließt.

Wenn am Baue der neuen Zeit einst der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einst der Bauspruch verhallt ist, dann gilt es erst das leere Gebälk auszufüllen und zu schmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbessern; da ist viel bescheidene, selten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müssen einstweilen darauf hinwirken, die Geschicktheit zu solchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung desselben nicht vergessen zu lassen.

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift. Nur die abgestandene Pietisterei oder die vertrocknete Verstandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoristischen Element wieder zu seinen Ehren verholfen, aber sie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen ist nicht blos inhaltsloses Spiel; wie das Mährchen von der Einkleidung religiöser Gedanken und Naturanschauungen ausging, so hat der Humor das satyrische Widerspiel des Lebens zu seinem Ausgangspunkte und wie das Mährchen schweift er

bald mit Absicht, bald ohne dieselbe davon ab und ergeht sich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen sind ursprünglich in einander verschlungen, denn die phantastische Welt bot sich von selbst als schrankenloses Gebiet zum Aufbau der Gegensätze dar.

In der Gegenwart sind wir Deutsche an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor steht nur dem Freien zu, dem, der sich entweder getragen fühlt von den Zuständen der Gegenwart, oder der sich individuell über sie hinausgeschwungen hat. Nicht umsonst sind wir daher so arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der gesunde Humor ist eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im Innern und die Rücksichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, sei es ein Individuum, eine Genossenschaft, ein Staat, kann sich selber zum Besten haben und zum Besten geben.

Wir können viele Zustände nicht mit Lächeln behandeln, weil sie noch unter Bann und Druck

naturwidriger Gesetze liegen; die tragische Kehrseite drängt sich uns schnell auf, und wir müssen fürchten, Dinge und Personen lächerlich darzustellen, für die wir erst um Anerkennung vor dem Gesetze zu kämpfen haben; wir müssen deshalb immer die starken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluste der Freiheit weicht auch die harmlose Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Hasen schießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, aufs Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleonischen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderstriche hin und her geschoben und transchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthusiasmus für den angestammten Fürsten, heute diesem, morgen jenem jubeln sollten. Welche possirliche Wendungen ergäben sich da. Aber die tragische Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allseitig anerkannt ist und gesetzlich feststeht, daß sich die Herzen der Völker nicht nach der politischen Transchirkunst

richten, daß die Völker etwas mehr sind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. s. w. u. s. w.

Der Humor heftet sich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszustände, wenn er nicht im Unmuthe ganz in sich versäuert.

Der deutsche Volkshumor verknüpft sich weder wie der französische mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der englische mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutsche Volkshumor ist derb aber lustig.

Der Humor ist ein nothwendiges Element der Volksschrift, aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen.

Es wird wol schon Manchem vorgekommen sein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu sein, daß man erst recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das schüttelt die Seelen, lockert sie auf und bewegt sie, während sie sonst lange in steifer Ungelenkheit und Abgeschiedenheit verharrten.

Ein gemeinsames Lachen vereinigt die Herzen mehr und schneller, als die gemeinsame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder seine besondere Anschauung und Lebenserfahrung im Hintergrunde hat, während beim Lachen nach Ursprung und Ergebniß dieselbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angestrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank ist, gesund ist, und nicht wie in den sogenannten höheren Ständen so oft kränklich, weder gesund noch krank, ins Unbestimmte hinein verstimmt. Der eigentlich Gesunde ist leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch so leicht und oft. Versucht es nur bei einer spröden Auseinandersetzung, einem Mißverständnisse, die Sache vorerst ins Heitere hinüberzuspielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um so hartnäckiger ist, je beschränkter die Weltanschauung und die Lebensstellung, ist durch die Gemeinsamkeit des Lachens verschwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterm Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Sein Humor ist nicht jener säuerliche, aus Trübsinn und Weltverachtung hervorgegangene, es ist jenes sanfte und weise Lächeln dessen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem sein Auge vorherrschend von den lichten Seiten des Lebens angezogen ist. Das Harmlose, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leser über. Wie in dem idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei immer auf dem festen Lebensboden steht und auch seine Gestalten nägelbeschlagene Schuhsohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verstand.

Es wird das ganze Jahr so viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der sich ihm anschließt, erwarten kann, daß er ein heiterer Geselle sei und nicht wiederum blos zu schelten und zu corrigiren habe. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietistische Betbrüderei wie die atheistische Verzweiflung, möchten gerne das zwecklose Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergessen macht, in Sack und Asche soll man durch dieses Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenseits nach dem Tode und diese zu ihrem Jenseits nach der gegenwärtigen Geschichte gelangt ist; aber die Welt läßt sich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu fassen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen so gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurücksehen. Die eindringlichste Volksrede ist die, in welcher bisweilen ein Witz ausschlägt. Das aufmerksame Zuhören ist kein leichtes Geschäft, es ist oft mühseliger und ermüdender als die schwerste Händearbeit; wenn nun

die Leute, die, wie man sagt, beim Zuhören Maul und Augen aufsperren, plötzlich in eine freudige Erschütterung gebracht werden, so verschwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und frisch gekräftigt erhebt man sich aus der Erschütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor ist die Selbstpreisgebung. So ganz und gar auch die Persönlichkeit aufgehen soll und kann in die Schrift, muß sie sich namentlich beim Humor eine gewisse unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemanden ist die Welt und die Gesellschaft undankbarer, als gegen den, der fortgesetzt sich selber zum Besten gibt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er sich abgespielt, läßt man ihn, wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er sich dann gar einmal ernst gebaren, lacht man ihm ins Gesicht. Diesem Undanke liegt ein natürliches Gesetz zu Grunde. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daseins werden; eine ganze Persönlichkeit ihm opfern, heißt diese von vorn herein erniedrigen. Wie

der Spott sich auf die Gutherzigkeit, so muß auch der Humor sich auf den Lebensernst aufbauen.

Hebel verstand es, trotzdem daß er oft als Schalk auftritt, sich doch persönlich in seiner Würde zu erhalten, sodaß ihm die Eindringlichkeit bei ernsten Gelegenheiten nicht abgeht.

Zu den reichsten Ergötzlichkeiten des Volkshumors gehört auch das sinnvolle Räthselspiel, oft vereint mit muthigen Heldenthaten, oft allein auf sich gestellt. Von den Räthseln, die Simson aufgab, von denen, die Oedipus lösen mußte, durch alle volksthümlichen Epen und Geschichten, ist dieses Element je nach Zeit und Ort neu aufgegriffen, Verschlagenheit und List, oder weisen Tiefsinn daran zu offenbaren.

Durch eine besondere Naturbegabung und Neigung war Hebel dazu geeignet, hier solches zu schaffen, was ganz in den Mund des Volkes überging. Ich meine hier nicht zunächst die gewiß vortrefflichen Räthsel, sondern diejenigen, die mit Geschichten verbunden, wie „Einträglicher Räthselhandel", „Drei Worte".

Beim Humor zeigt sich auch die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der Schrift, es gibt viele köstliche Geschichten, die nicht blos ihres Inhaltes wegen, sondern rein weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Tone liegt, nicht aufgezeichnet werden können, oder wenigstens alsdann platt erscheinen; hier kann sich nur das Drama die Wirkung aneignen und in manchen österreichischen Volksstücken ist dies Element auch erfolgreich angewendet worden.

Noch ein weiteres allgemeines Volkselement können wir an Hebel wahrnehmen, es ist die reine Lustigkeit. Die Lustigkeit ist mit dem Humor vielfach eins, sie stellt sich nur als Gegensatz gegen das komisch Witzige heraus. Dieses letztere bedarf eines Gegensatzes, eines Stichblattes, eines Widerspiels in Gedanken oder Situationen; das Lustige aber kommt von innen, aus einer innern Harmonie; es ist die harmloseste Freude, wie der Gesang, der, nach den schönen Worten eines Alten, darum die edelste Freude ist, weil Niemand wie beim Spiel u. dgl. dabei besiegt zu werden braucht. Es gibt viele, von Witz er-

füllte Regionen, die die Lustigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Lustige und Spaßige bedarf keines großen Gegenstandes, keines Apparats; in der Art, wie das Nächste und Beste angefaßt wird, liegt sein eigenthümlich Erheiterndes.

Ist es ein landmännisches Vorurtheil, wenn man sagt, daß Hebel darin ein süddeutsches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eifersucht der Norddeutschen möge noch auf ein weiteres Element hingewiesen werden, das man vielleicht gerne ausschließlich uns Süddeutschen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es ist: die Poesie der Dummheit. In der Gesellschaft, im leicht verhallenden anspruchlosen Worte läßt man den Mummenschanz der Vernunft leichter hingehen; schwieriger wird man bei dem Geschriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir stehen da oft plötzlich vor einer kolossalen fast unglaublichen Einfalt, man stutzt, bis ein olympisches Gelächter ausbricht.

Diese Gattung des Humors läßt sich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthause entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polnisch?“ Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagt der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor da sei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er nicht. „Es geht hier zu Lande nicht ab, sagt er, und es wird im ganzen Städtel schwerlich Jemand sein, der capabel wäre, es zu dolmetschen.“ „Wenn ich das wüßte, sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, so wollte ich lieber noch ein paar Stunden zustrecken, bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter

sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am Besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß" und war froh, daß er seiner los ward.

Wenn Hebel solches erzählt, so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag. Es ist, Gottlob, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß wir auch die Poesie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Gescheitesten so etwas passiren.

Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie.

Zu den lebensgewaltigsten Gegenständen der Dichtung gehört allezeit die Darstellung des Energischen, des Freien im höchsten Sinne, indem ein Individuum, rein auf sich stehend und aus sich handelnd, die gegensätzliche Welt entweder sich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Vollkraft des Individuums zur rücksichtslosen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zustand vor dem Gesetze, da noch alles Handeln der Menschen aus sich berechtigt und naturnothwendig ist wie Leben und Thun jedes andern Naturerzeugnisses. Der reine Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb steht hier in seiner

naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geschichtlich und im Verhältniß zur Menschengemeinschaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Gesetze oder gegen dasselbe, weil Geschichte und Gemeinschaft jedem Individuum alsbald Beschränkungen auferlegen; das Leben erhält ethische Grenzen und Zwecke, die nicht blos mit dem von der Natur gesetzten Ende der Macht zusammenfallen, sondern man muß sich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beschränkungen auferlegen, wie sie der eben so berechtigte Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb Anderer erheischt. Hiemit tritt die Herrschaft des Gesetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjektivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen festgehalten. Mit dem Fortgange der Cultur ward aus dem ursprünglichen Kampf mit den Elementen u. s. w. ein Kampf mit menschlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und bösem Sinne.

Ein solches Heroenthum der modernsten Art

hat Schiller in seinen Räubern aufgestellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allseitige Bethätigung der ungebändigten Subjektivität; es bleibt dieser nichts übrig, als sich freiwillig der Welt gegenüber zu stellen. Schiller hat seinem Helden dabei einen ethischen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht blos in die naturrechtliche Selbstbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach seinem subjektiven Drange die Welt ins rechte Geleise bringen u. s. w.

Die Romantiker gingen weiter, sie nahmen die naturrechtliche Subjektivität als solche auf. Die übermüthigen sogenannten Taugenichtse, die aus blos subjektivem Drange im Kampfe mit der Welt leben, sollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Reviere der Wirklichkeit ganz verschossen werden; die Romantiker nahmen sie in ihr dichterisches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeistes gerecht.

Wie man in den sogenannten höheren Stän-

den das Pikante, Waghalsige, auf die Messerschneide Gestellte liebt, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, so wird, und gewiß mit größerem Rechte, im Volke die Kraft als solche mit der unversehenen, keck hervorspringenden Fülle ihres Inhalts staunend angeschaut. Dem Energischen, Machtvollen, ganz abgesehen von seinen sittlichen Beweggründen, wird eine gewisse Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abentheuern und witzigen Verwickelungen, die sich hier aufthut, die Kraft in deren Besiegung, erfüllt den Geist des Lesers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung seiner eigenen Kraftfülle und er sieht harmlos darüber hinweg, zu was sie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht blos in der kurzathmigen Spannung des Lesers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinerten Kreisen ein Talent als solches verehrt, und bis zu einer gewissen Grenze mit Recht, weil es als schönes Naturerzeugniß dasteht, so erfreut man sich in den Volkskreisen an der Dehn-

barkeit des Geistes, der allerhand Teufeleien losläßt.

Die Freude an dem thätlich kecken, subjektiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gaunerischen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht u. dgl. auftritt — ist ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutschen insbesondere. Das ist leicht als Auflehnung gegen Moral und Gesetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie versiegbaren Quell der ungebändigten Subjektivität, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Riesen und Drachen kämpften, so schlägt sich jetzt die ungebändigte Subjektivität mit der Staatsordnung und ihren bindenden Gesetzen herum, sie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht sich ins Fäustchen. Das ist die ewige Urmacht der Subjektivität, die von keinerlei objektivem Gesetz etwas will und weiß. Der Kasperle im alten Volksspiel parodirt nicht nur die ernste und sauertöpfische Ordnung, er behält auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prügelt sie durch,

sperrt sie statt seiner ins Loch, lebt fröhlich und stirbt selig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Nase und — hast ihn gesehen . . . fort ist er.*)

Es gehört eine sichere Hand dazu, um solche Teufeleien anzufassen und hinauszuführen.

Der Poesie als solchen wird Niemand das Recht bestreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rücksicht auf Moralzwecke und herrschende Gesetze darzustellen. Man kann z. B., von allgemein sittlichem oder auch von staatspolizeilichem Standpunkte aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. s. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, solche als bloße Naturerscheinungen zu fassen, sich wie der Maler an

*) Pückler berichtet in seinen Briefen eines Verstorbenen (Th. 3. S. 137) wie sehr sich der englische Punch, der Bruder des Kasperle, diesen Uebermuth erhalten hat, Alles todtschlägt und zuletzt sogar den Teufel spießt.

In Deutschland ist das Puppenspiel zur völligen Parodie herabgesunken, das Kölner allein, mit seinen stehenden Figuren von Henneschen, Bestevater und Marzibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

den schönen Bewegungen, an den Kraftäußerungen, die sich dabei kundgeben zu erfreuen und solche festzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volke bleiben daher derartige Momente in ihrer reinen Naivetät stehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmlosigkeit des alten Volksspiels, das sich nirgends scheut, eine gesunde Prügelsuppe einzubrocken.

Hebel stimmte insofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gaunerische und Uebermüthige aufnahm.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß er in sich selber eine Lust zu derlei tollen Streichen verspürte und sich nun im Ausdenken derselben gefiel. Hier stimmte nun wieder seine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zusammen. Darum konnte er auch mit so breitem Behagen die Gaunereien seiner Landstreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelschmied schildern, darum konnte er in ihnen unver-

wüstliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich nun an dem heitern Spiele des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug *), erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotische setzt sich musivisch zu einem größeren Bilde zusammen.

Oft, wenn er von seinen durch die Staatsordnung verfehmten Lieblingen einen vorführt, ist es als ob er sich plötzlich besinne, daß er eigentlich für das Volk schreibe, zum Zwecke der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn

*) Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geschaffen, wie man auch früher Motive und Geschichten aus Aesop u. s. w. neu gestaltete. Bei der Geschichte: „Die drei Diebe," sagt er selber: „Sie ist in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht," und in dieser Geschichte führt er seine Schelmen zuerst ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, so ist die Geschichte: „Drei Wünsche" in der „Mähre", die Wackernagel (Altd. Lesebuch Bd. I. S. 570) nach einer heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, wesentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte sie auch in dieser Weise in mündlichen Berichten fort.

man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal sich erinnert, daß etwa unmündige Kinder zuhören, die die Sache falsch verstehen könnten; man gibt der Sache eine moralische Wendung, die aber meist paßt wie eine Faust auf's Aug. So geht es Hebel, wenn er diesen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vorn herein durch das Bekenntniß, daß diese Sachen erfunden seien, ihnen die Spitze abbrechen will*).

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es ist unendlich schwierig, die reine Poesie walten zu lassen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes steigt, um so freier wird sich die ursprüngliche Unschuld des Phantasiespiels entfalten können.

---

*) Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt z. B.: „Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkömmt." Am Schlusse der Geschichte: „List gegen List" sagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eifersüchtig ist er — schließt Hebel schalkhaft.

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geistes, die das Gaunerische zum Ergötzen macht, hängt auch die Lügenpoesie zusammen, mit ihren sinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß sich die Balken biegen, ist auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moralischen Zweck hat.

In der Lügenpoesie bekundet sich ebenfalls das schrankenlose Ausgreifen der Lustigkeit, die gerne das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf stellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Possirliches, da es heißt:

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwummen zu Köln wol über den Rhein,
Sie schwummen also leise;
Ein Frosch verschlang ein glühend Pflugschar
Zu Pfingsten auf dem Eise.

Dieses Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeiste hebt aber den Nachdruck der sittlichen Motive durchaus nicht auf. Man sagt wol: Das Lachen gibt ein Loch in den Respekt; dies gilt aber nur von jener Würde, die

eine äußerliche und unnatürlich aufgedunsene ist. Hebel bietet hierin wieder das Beispiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune sich die Würde für die höchste, die religiöse Einwirkung bewahren kann.

Das Religiöse in der Volksschrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjektive in der Religion. — Positives und Oppositionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor Allem das religiöse Element in sich.

Meißelt der Humor auch lustige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, so hebt diese kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöse Grundzug des Volksgeistes gibt daher auch der Volksschrift Maß und Richtung. Der religiöse Grundzug ist an keine gewohnte und bestimmte Formel gebunden, es wird daher nicht, wie so Manche wähnen, mit dem Verschwinden dieser oder jener Erscheinungsart eine Haltlosigkeit über die Gesammtheit kom-

men und ihr innerstes Wesen verzehrt werden, gerade wie Viele glauben, daß mit dem Verschwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth sein innerstes Leben verliere. Das Leben, der Geist, schafft sich allezeit neue Formen. Der deutsche Volksgeist ringt nur nach neuer Belebung des religiösen Grundzuges.

Das hat sich als geschichtliche Thatsache festgestellt und im Volksgeiste innerlich begründet, sodann der Unmittelbarkeit des Volksgeistes entspricht der tiefe Zug nach dem Höchsten, der die Spekulationen der Philosophie durchdringt, der die Welt von den letzten Grenzen der Erkenntniß aus zu erfassen und zu gestalten trachtet.

In den engen Kreisen unseres Stadtbürger- und Bauernlebens bewegt sich Alles fast ausschließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetische Wiedergestaltung muß sich daher auch innerhalb dieser Linien halten, um verstanden und erfaßt zu werden. Die Interessen, die über das Familienleben hinausragen, überspringen in der Regel die Mittelstufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen sich alsbald an

den Endpunkt menschlicher Entwickelung, an das religiöse Leben. Das politische Interesse sproßt noch nicht aus der tiefsten Wurzel des Gesammtbewußtseins; dazu wäre nöthig, daß es eine feste Gestaltung gewonnen hätte, in Instituten und Persönlichkeiten. Nur diese geben dem Gemeinbewußtsein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher diese sind, wie z. B. in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen constitutionellen Ländern hervorragende Persönlichkeiten, da ist eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben, weil hier handgreifliche Gestaltungen vorhanden sind. So lange aber die Idee der vaterländischen Freiheit und Größe blos noch Idee ist und auf Gestaltung harrt, kann sie wol die Gebildeten, an Abstraktion und Reflexion Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es sich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, sie hält den Menschen fest und stellt sich ihm in einem geschlossenen

Institute dar, das er nicht erst aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieser thatsächliche Zustand weist uns auf die besondere Aufgabe des deutschen Volksgeistes und der aus ihm wirkenden Volksschrift hin. Nur was aus der religiösen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Gestalt und berührt ein lebendiges Interesse in Allen.

Es gibt viele Politiker, denen es sehr in die Quere kommt, daß dem so ist. Sie möchten gerne nach französischem Muster einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den sie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; sie stehen auf politischem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun ist.

Der Volksgeist modelt sich aber nicht nach den Wünschen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abstraktion heraus, Gesetze zu diktiren und Alles am Schnürchen zu

leiten, ein solcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeistes nachzugehen und durch denselben die Freiheit zu begründen.

Dem religiösen Grundzuge gerecht zu werden ist daher unsere besondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Kultus muß Kultur sein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlösung des Menschen, seine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Bräuchen, sondern in der That, im Charakter, in der Gesammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menschlichen Wirkens.

Die staatliche und soziale Ausgleichung der Mißstände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüstlich ist.

Es gehört zu den schmerzlichsten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menschen genommen werden sollte, sei es aus Mißverstand oder aus

Bosheit, die drückendsten Martern der Menschheit angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeschriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurde, so ist der deutsche Boden der Religiosität doch so tiefgrundig, daß er die edelsten Keime im Verborgenen hegt, die einst zur schwellenden Saat aufschießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entscheidung an, ob die Religion mit in der rein menschlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck sei, es kommt hier nur darauf an, daß sie überhaupt Bildung sei und werde.

Bei der freien poetischen Gestaltung volksthümlicher Zustände und Charaktere wurde darauf hingewiesen, daß die Religion die meist tragische Schlußwendung auffangen und in das Geleise der Versöhnung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, soll und muß sie das Rad der Geschichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißstände der Gegenwart können und sollen durch die Religion gesühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belasteten zur friedlichen Ausdauer stimmt.

Das Wohlthun, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, muß zur Religion werden. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an stimmungsweisen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, sondern sie sucht dieselbe in festen Einrichtungen zu begründen. Jedes unselbstische Wirken für Andere muß sich als wesentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen. Nicht durch mittelalterlich geschlossene Formen und Bande, sondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbestimmung muß das neue Religionsleben sich seine sittliche Weihe erhalten.

Die Phrase, daß die Religion wesentlich That sei, ist eben auf den Kanzeln zur abgenutzten bloßen Phrase geworden.

Es gilt jetzt nun einmal vor Allem die That festzusetzen und fort und fort zu erneuen. Es han-

delt sich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphysische Probleme, ohne Einfluß auf das diesseitige Dasein, sondern um frische Bethätigung.

Religion ist Selbstüberwindung, die höchste menschliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Wesen, Gott, der in unserm innersten Dasein lebt und über uns herrscht, die Religion allein, und nicht ein noch so feingefugtes Nützlichkeitssystem, kann die neue Menschheit zu Friede und Schönheit des Daseins führen.

Wir Deutschen müssen darin vorangehen.

Die Religion als Selbstüberwindung erheischt aber nicht Opferung und Vernichtung unseres eigensten Seins, die zerknirschte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns schalten zu lassen; die Religion lehrt gerade das eigenste Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges, sie lehrt die Selbständigkeit heiligen und über die bloßen Subjektivitäten hinweg zu diesem reinen Sein hindurch zu dringen und aus ihm zu handeln.

Die Verteufelung der Menschennatur, all ihrer Neigungen und Bestrebungen aus der Erb-

sünde heraus, führt ebenso zur Gottlosigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Eine moderne Richtung versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten; sie denkt nur an eine Untergrabung der faulen Zustände und kümmert sich nicht um die von ihr verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft. Dieser moderne Nihilismus steht in philosophischem Gewande auf gleicher Linie mit der von ihm hart bekämpften subjektiven Romantik; es bleibt ihm kein Maß und keine Richtung, er hält sich blos an das subjektive Belieben, dessen momentane Gelüste alle gerechtfertigt sein sollen. Selten verläßt dieser Nihilismus den Fuchsbau seiner philosophischen Phrasen, er weiß, daß draußen, wenn man statt „transscendenter Tyrannei" offen: Glaube an Gott und seine Führung sagt, daß dann das Volk — das so unphilosophisch ist, hierin keinen Spaß zu verstehen — draußen mit Knütteln aufwartet. Der Nihilismus kann aber auch seiner eigensten Natur nach nicht aus sich heraus, er hat nicht Hingebung genug, sich seiner

stolz philosophischen Phraseologie zu entkleiden, schlicht und einfach heraus zu treten; vermöchte er aber dies, so fiele er in sich zusammen. Der Nihilismus begeht daher dieselbe Sünde wie der von ihm bekämpfte einseitige Spiritualismus, er wirft sich ein heuchlerisches Gewand um, kämpft gegen die Missstände der Zeit und will doch den ganzen innern Menschen um und um kehren.

Es wird ihm nicht gelingen, allen sichern Stand aufzulösen, wenn die Religion frei und frisch ins Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und sich nicht in die polizeiverschanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte als Gegensatz zu dem zeitgenössischen Staate sich herausstellen, der sich auf keine sittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr stützen will, sondern sich nur als thatsächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottlosen, entsittlichten Verfahren gegenüber, ist die Aufstellung einer entgegengesetzten thatsächlichen Gewalt in sich begründet. Der Staat, wie alles Leben der

Zukunft, muß aber auf sittlichem Boden beruhen, die Neugestaltung auch aus sittlichen Motiven hervorgehen. Diese allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindschaft gegen die Verunstaltungen des Menschenthums muß die Liebe zu diesem zu Grunde liegen.

Dem sogenannten religiösen Quietismus gegenüber, der in einseitiger Demuth nichtsthuerisch dahinschlendert, muß die Vollkraft der Selbständigkeit wach gerufen werden. Es sollte aber ein längst überwundener Standpunkt sein, diese Selbständigkeit als ein ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegensätze geltend gemachten Standpunkte, wo man einerseits die Autonomie des Menschengeschlechts, andererseits eine außermenschliche, göttliche Fügung zum Princip der Geschichte macht, diese Gegensätze vereinigen sich wieder unter einem höheren Gesichtspunkte. Alle freie selbständige Wiedergeburt, der Einzelmenschen wie ganzer Nationen, die sich in ihrem innersten Wesen zusammenfassen und demgemäß aus ihrer Selbständigkeit ihr Leben gestal-

ten, beruht wiederum in Gott, der dieses innerste Wesen gesetzt hat und seine Selbständigkeit ausmacht. —

Es gibt keine Volksbildung überhaupt und keine deutsche insbesondere ohne die religiöse Bildung.

Auf diesem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er suchte aber nicht, wie so Manche, hier seine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Baue einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungezwungen, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu sprechen, sondern einfach und innig geht er zu dem Höchsten über, zum Ausspruche und zur Erweckung des Religiösen.

Nichts ist leichter, als auf der Kirchenorgel das Register der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Alliebe, Allgüte und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts ist auch häufiger, weil man die Theologie lernt, statt das Gottesbewußtsein, die ewige Herrschaft des unendlichen Geistes, in den tausend Einzelheiten

des Weltlebens selbständig zu finden und darzustellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereigniß in ihrem schönsten Glanze hervor. Ich erinnere beispielsweise nur an „Die Baumzucht," an die „Betrachtung über ein Vogelneſt," an das „Morgengespräch des Hausfreundes und seines Adjunkts." Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet, denn die Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es ist ein in sich verkehrtes und in seiner Anwendung fast nur peinigendes Verfahren, wenn man, wie so oft geschieht, in Predigten und poetischen Volksschriften den Todesschweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Rascheln der Erdschollen auf der Todtenbahre vor die Seele führt; wenn man das fleischlose Todtengerippe als schreckbare Vogelscheuche in den blühenden Garten des Lebens stellt. Das sind Bilder, um Menschen zu rühren, die, wie man sagt, Nerven wie Batzenstricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort soll nicht vorzugsweise niederdonnern, sondern erheben und kräftigen, das frische Leben heiligen. Gewiß, wir lernen das Leben in seiner wahren Bedeutung aus dem Tode verstehen, seine Endschaft und seine Unendlichkeit. Wir müssen uns bisweilen hinausschwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes quälerisches Behagen und kraftlose Selbstauflösung, vorzugsweise an jenem Endpunkte zu verweilen. Nicht also daß dieses Moment aus der Volksschrift verbannt, sollte es nur auf jenen Raum beschränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieses selbstthätig zu bewegen; dann aber soll die „seufzende Creatur," sollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth schmachten, hinausgeführt werden auf den sonnigen Plan des Lebens, um nieden Freude und Seligkeit zu schöpfen. Hier zeigt es sich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abstraktion und aus Büchern gewonnen oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menschlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt sich besonders auch in dem hinterlassenen Bruchstücke seiner Antrittspredigt, die er sich zu dem Behufe aufgesetzt hatte, um einst (bei seiner ersehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) sein Verhältniß zu seinen Pfarrkindern damit festzustellen. Da ist nichts von jenem überhebenden Hochmuthe der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anspruch genommen, sondern nur die aus dem geläuterten Herzen sich erschließende. Einfach und schlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er sei, wie ihn Gott geführt, wie er dessen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erstreben suche. Er tritt herab von seiner erhöhten Stufe und stellt sich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die seine Brust bewegen und will menschlich vereint, Gott dienend mit seinen Brüdern leben und sich heiligen. Er macht keinen weitern Anspruch für sich als den, daß er treu und redlich den Gesetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menschen überhaupt nachzuforschen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjektive ganz in den Vordergrund, aber wenn es sich als solches und nicht als Autorität gibt, wenn es sich in den Urgrund des eigensten Wesens vertieft, wenn es seinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, so ist das die tiefste Bereicherung menschlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjektive, durch das Bekenntniß, wie man selbständig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — ist die freie Wiedergeburt des Religiösen gegeben. Und dann: sind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen Gottes sprechen, minder subjektiv? Oder haben die Propheten, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre subjektive Wahrnehmung dabei ausgesprochen?

Das System, die reine Wissenschaft läßt alles Subjektive hinter sich und baut auf ein abstraktes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Genesis des Princips in dem die Wissenschaft bauenden Subjekte dem Nachconstruirenden zum besten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktische Wahrheit braucht nicht von dem Subjekte abge-

löst zu werden; es kann solche in sich zu einem Systeme ausgebildet haben, in der Einzeldarlegung aber erscheint sie wieder als subjektive.

Was die Religion durch solches Subjektive an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt sie an lebendiger innerer Einheit und wird von ihr weit aufgewogen. Die Propheten und Apostel stellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch subjektiv dar und doch hängen sie innerlichst zusammen. Gerade daß der biblische Coder die Auffassung vieler in sich schließt, gerade das gibt ihm seine universelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Versammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es selber erfahren, nicht als Schulweisheit, als Gelehrsamkeit, sondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wissenschaft, als Kunde von der Entwicklung des religiösen Bewußtseins in der Menschheit im Verlaufe der Zeiten; sie führt auf Tiefen, die

sich dem subjektiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hätten, sie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenschaft aller Zeiten und verbindet das Menschenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion subjektiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranstalten, in denen sich das Wissen kund gibt; er muß sich damit begnügen. Das Höchste und Innerlichste läßt sich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Wesen war, Form geworden ist, äußerlich zu erringendes Wissen und Geschick, so ist auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung ist entscheidend, sondern die erworbene Geschicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum ist so viel Versumpftes, Hohles, in den edelsten Verhältnissen. Tausende sind Richter, Prediger u. s. w., nicht weil es ihr Beruf, sondern weil es ihr Amt ist; sie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes

Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtsein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in selbstthätigem Ausspruche, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks steht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksschrift. Das Volksthümliche besteht nicht darin, daß man sich in Wort und Ausdruck an die gäng und gäben Redensarten halte; diese können oft als schlagende Beweise angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfassenden Gedankenganges zu veranschaulichen. Eine Mosaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten soll, in Gedanken wie in Worten. Es ist ein besonderer Vorzug des deutschen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthümlich ist, der kühnste Schwung reißt die Herzen am meisten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum ist auch Schiller in seiner schwunghaften Idealität der volksthüm-

lichste deutsche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkte, wo die Religion Bildung zu werden strebt, erhebt sie sich unmittelbar über das Confessionelle. Da Anfang und Ende hier wiederum eins sind, kann man ebensowohl sagen: die Religion bewegt sich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtsein noch nicht in geschiedenen Formen erstarrt ist, oder in jenem, wo sie den Durchgang durch die geschiedenen Besonderheiten bereits vollendet hat. Daher ist dieser Standpunkt der rein positive, sei es nun vor oder nach der Negation, sei diese bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Position wird dabei auch von selbst zur Opposition, so mild und schonend auch ihre Bewerkstelligung sein mag. Der Baum stößt die falben Blätter ab, erst wenn sich neue Keime angesetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Müssen die neuen Keime in den geschlossenen und zugleich schützenden Hüllen noch einen Winter lang in lebloser Erstarrung ausdauern, und uns das scheinbare Bild der kahlen Abge-

storbenheit vor Augen lassen; die junge Frühlingssonne sprengt die braunen Panzerschuppen, regt die Triebe in den erstarrten Keimen, und macht sie aufgehen zu saftfrischer Blüten- und Blätterpracht.

Nach einer nordischen Sage schloß einst Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit als die Zweige entblättert sind, dahinfahren, dem Teufel gehören sollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzästige Baum die dürren Blätter fest, bis neues Laub da ist; sie können sich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel ist geprellt. — —

Alles Leben ist der ständigen Wandlung unterworfen. Es kann in seinen Erscheinungsformen absterben, in seinem innersten Wesen aber nie.

Ist es schon dem in Formen erstarrten Staatsleben gegenüber, das nur die äußere That zu seinem Bereiche rechnet, nicht möglich, ideell positiv zu verfahren, ohne alsbald in Opposition zu gerathen, so ist dies auf dem Gebiete der Re-

ligion, die an und für sich nur ideell positiv sein soll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugestaltung aus diesem Prinzipe hinzuarbeiten, hielt sich in seinen Volksschriften vom Confessionellen fern. Er tritt in religiösen Dingen rein und allgemein positiv auf, aber auch bei ihm wurde dies zur Opposition, oder mindestens von den an der Besonderheit Haftenden als solche gefaßt.

Aus der Biographie ist bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunsch" geschrieben hatte. Diese Erzählung wurde auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit unterdrückt und Hebel darüber so verstimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weise eine kämpfende Natur, überdies durch Ueberhäufung von Amtsgeschäften mißmuthig und die Erfahrung, daß es nicht möglich ist, positiv in der Religion sich zu

verhalten, ohne unversehens mit einem Kirchenthume in Widerstreit zu gerathen, mochte ihn in sich zurückscheuchen.

Der friedfertige, harmlose Hebel verfiel dem erbitternden oder verschüchternden Einflusse der Censur.

Die Bibel als deutsches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksschrift.

Es ist mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerst sich die neuhochdeutsche Schriftsprache festsetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Gestalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte besonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutschen Volksschrift ein. Der Bibelton ist der verständlichste und volksthümlichste, Anknüpfungen an Geschichten und Bilder aus der Bibel begegnen der allgemeinsten Voraussetzung.

Ganz abgesehen von ihrer theologischen Bedeutung, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer das Muster eines Volksbuches. Ihre Poesie kann von der Exegese der

Schriftgelehrten, die aus jedem Worte und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerstört werden. Sie gibt die concrete Anschauung eines Naturvolkes, stellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergibt sich von selbst, nicht in kalter Abstraktion oder in überschwänglichen Ergießungen; wo ein theoretischer Satz sich herausstellt, ist er Resultat des Charakters und Ereignisses; die Bibel predigt nicht, sie gibt auch keine Verbildlichung vorher aufgenommener Tendenzen, Alles ist hier noch eins, das Allgemeinste und Höchste stellt sich in dem Besondern dar. Vor allem aber zeigt sich das Walten der höheren, das Individuum beherrschenden Macht in naiver Gegenständlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geschichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch sie besitzt, und menschlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geist eines ganzen Volkes liegt in diesem Buche eingeschlossen. Kein Einzelmensch kann ein solches vom Volksgeist er-

zeugtes Buch hervorbringen, wie, mit modernen Ergebnissen verglichen, kein Einzelner eine solche Fülle und Tiefe aus sich entfalten kann, wie wir solche in einer Volksliedersammlung finden.

Die Bibel, dieses älteste Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden ist, suchte Hebel zu nationalisiren, deutsch zu machen. Waren die „Biblischen Geschichten" zunächst auch blos für Kinder abgefaßt, so ist doch die Grundtendenz, diese Geschichten der deutschen Auffassungs- und Anschauungsweise näher zu bringen, eine höhere volksthümliche. Hebel ging von dem gewiß unbestreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbiblische Völkergeschichte und die daraus erwachsene Volksanschauung gleicherweise als heilig betrachtet werden könne und solle. Hierbei muß aber stets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländischen Weltanschauung und Weltthätigkeit nicht entspricht, weil hier, im Gegensatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erst in der Reflexion die Un-

terordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige sich herausstellt. Im Occident tritt die freie Selbständigkeit des handelnden Individuums hervor, während es in Orient aufgelöst ist in die Staats- und Gottesidee und diese vorherrschend als das Bestimmende in jeglichem Thun sich aufwirft. Es widerspricht z. B. ganz der abendländisch volksthümlichen Empfindungsweise zu sagen: Gott führte die Allemannen, Gott schickte Attila, Gott schlug Napoleon u. s. w., obgleich die Philosophie der Geschichte dies bei den Allemannen u. dgl. eben so gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdischen Stamme oder Fürsten.

Mit dieser veränderten Betrachtung unserer geschichtlichen Thatsachen steht auch die Bildungsgeschichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortschreitet, desto mehr geht sie vom Individuellen aus, das erst aus dieser seiner Besonderheit sich zusammenschließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier speziell betrachtet bei dem jüdischen: je

mehr sich die Bildung individualisirte, je mehr der Einzelne sich ablöste und in sich abrundete, desto mehr bereitete sich der Zerfall. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt steigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerst gesetzt und umschloß das Ich. Dort geht man vom Selbstbewußtsein, hier vom Gottesbewußtsein aus. Dieses letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrschend theologischen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländisch nationalisiren wollen, führt eben so sehr zur Verletzung des Geistes, in dem sie ursprünglich abgefaßt ist, als man auch dem modernen Nationalgeiste, dessen Gepräge sie tragen soll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verschiedenen Nationen ihre eigene Ursprünglichkeit wahre. Als die Nationalreligionen ihre Endschaft erreichten und dafür die Religion der Menschheit und Menschlichkeit an die Stelle tre-

ten sollte, als die neue Epoche der Weltgeschichte anhub, in der fortan, entgegengesetzt der alten Welt, verschiedene Nationen neben einander Träger des geschichtlichen Fortganges sein sollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar, daß ein Volk aus einem Buche fremden Ursprungs, fremder Sitte und Anschauungsweise, die wesentlichen Momente seiner Weltbetrachtung entnehme. Das ist aber gerade ein hervorstechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen steht, in seiner Besonderheit anerkenne und in seinem rein menschlichen Gehalte in sich aufnehme. Als die Nationalitäten aus ihrer starren Ausschließlichkeit und ihrer Misachtung alles Fremden erlöst wurden, um das allgemein Menschliche in ihnen zu beleben, da war die Bibel in ihrer scharfen nationalen Ausprägung das trefflichste Mittel. Die Bibel ist nicht nur ein Volksbuch, sondern ward auch das Buch der Völker; sie läßt sich daher auch aus dem Grunde nicht nationalisiren, weil es sich mit in ihre Aufgabe schloß, den Nationen

ein Buch zu sein, woraus sie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in seiner gerechten menschlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird sie von den Deutschen deutsch, von den Franzosen französisch national u. s. w. umgeprägt, so verliert sie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksschrift den Bibelton anschlägt, bezeichnet Hebel gar schön in der Erzählung: „Einer Edelfrau schlaflose Nacht", indem er dort sagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deswegen auch in seine Sprache."

Wie in der bildenden Kunst das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menschlicher Erscheinung zur Anschauung gebracht sind, so sind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien

menschlichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunst kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksschrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Die Verhöhnung und Verzweiflung und ein frisches Herz.

Es läßt sich nicht verkennen, daß es eine sehr wohlmeinende Richtung gibt, die im Unmuth über die zeitgenössischen Verhältnisse die scharfe Lauge des Hohns darüber ausgießt, Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig ist — obwohl es noch des geschichtlichen Nachweises bedarf, daß je ein Volk aus Spott über seine öffentlichen Verhältnisse diese anders gestaltete — für die Volksschrift aber dünkt mir ein solches durchaus am unrechten Orte.

Bei einem Volke, das die wahre menschliche Freiheit noch nie besessen, oder wo dem gegenwärtigen Geschlechte die Erinnerung an dieselbe

verloren gegangen, da ist die Verspottung des Knechtssinns und der daran haftenden Zustände meist nur zum Selbstgenügen des sich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, so ist es nur äußerst selten und behutsam anzuwenden.

Wie von der Besserung desjenigen Menschen wenig zu hoffen ist, der sich seine Verderbtheit leichthin ins Gesicht hinein sagen läßt, oder gar selber redefertig solche bekennt, so auch bei einer großen Gesammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch den höher Gebildeten gegenüber, die auf abstraktem Wege die Idee der Freiheit gefunden, stumpft der Spott leicht ab.

Es ließe sich sogar darthun, daß auch in den sogenannten höheren Kreisen die literarischen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angesehen werden. Die Verhöhnungen des deutschen Michel*), was haben sie bewirkt?

*) Das Buch von dem tapfern und hochgeistigen Wilhelm Schulz ausgenommen, das aber nicht Spottlust, sondern tiefe Trauer um die Geschicke des Vater-

Haben sie schlummernde Gemüther geweckt? Diese halten solche Anregungen fern, oder betrachten sie aus der literarischen Perspektive und lassen sich davon amüsiren. — Haben sie wache Geister zu lebendiger That geführt? Diese begnügen sich meist mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß sie das schon längst gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen sei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müsse. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg negirt und verhöhnt, ohne uns je einen ethischen Hintergrund erkennen zu lassen, der zu solcher Negation berechtigt und auf dem sich ein neues Leben auferbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaße geopfert wird, so reibt sich der Philister schmunzelnd die Hände und sagt: Er ist doch eben ein Tausendsasa und brillanten

landes kundgibt und erregt und zugleich das Bewußtsein der unverwüstlichen Kraft des deutschen Volksthums darthut.

Witz hat er, das ist nicht zu leugnen. Die literarische Kritik lacht sich auch ins Fäustchen und freut sich im Stillen, daß er diesem und jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaschen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philister ist es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl seine Stimme abzugeben, die Kritik ist zufrieden die Sache gehörig einregistrirt zu haben.

So weit ist es Gottlob im Volke noch nicht und wird es wol auch nie dahin kommen. Die literarische Genußsucht mit ihrer lahmen Thatlosigkeit hat hier noch nicht Raum gegriffen, man sucht die Mahnungen und Hinweisungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was soll nun die Verhöhnung und Verspottung dem Volke? Ist es ja nicht seine Schuld, sondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das schöne menschliche Leben verunstaltet und fast verloren ist. Himmel und Erde ist gestohlen. Wozu schlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rücksicht auf die äußere Anwendbarkeit, sondern auch aus Gründen der

innern Entwicklung scheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verspottung eine Uebergangsstufe, deren öffentliche Ausbreitung nur dann allgemein ersprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum ist, wenn das Endziel sich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiösen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortschreiten muß, so kann und muß auch im politischen Leben (in seiner umfassendsten Bedeutung) die Uebergangsepoche des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüstigen, frohmuthigen Zuversicht sich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort sich erneuende Verunstaltung des Menschenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menschheit — bis er endlich und die Menschheit in ihm neu

wiedergeboren wird und er gewinnt ein frisches Herz.

Wir sind, trotz äußerer Hinderungen, in unseren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie sie noch zu keiner Epoche da war. Die flüchtigsten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefsten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügnerischen Grimassen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet sich wesentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir sind über die Stufe der Zerrissenheit hinaus, da man sich in allgemeinen unbestimmten Klagen ausströmte. Wir haben die Noth bestimmt und klar ins Auge gefaßt. Der in solcher Allgemeinheit mit Unrecht verspottete Weltschmerz verhallt nach und nach zu einer stillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerseits persönliche Entsagung und Aufopferung, andererseits Muth genug, sich zur gesunden That zu bereiten. Wer es mit sich und der Menschheit

wohl meint, muß ringen und streben, ein frisches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlösenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeschichtlichen Befreiern und Erlösern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle diese haben den Zerfall mit sich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen in die Erlösung — zuerst in der Wüste, in stiller Einsamkeit, in der eignen Brust ausgekämpft. Erst wenn sie hier die Heilung für sich und andere gefunden, mit frischem Herzen sind sie alsdann hinausgetreten, strafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerstreitet dies aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwiespalt und den Zerfall vorenthalten, aus dem die Erlösung sich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geschichte zeigt uns solche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und sei es auch ein ideeller, d. h. eine Zerstörung der ganzen bisherigen Welt-

anschauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unsere Gegenwart eine solche ist. Die Keime des neuen Lebens sind bereits vorhanden, nur verschüttet und vielfach verderbt. Das neue Völkerleben hat mit seiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und soll diese in ihrem innersten Prinzip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich sein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflösung alles bisherigen Zusammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber streiten, ob dem Volke die Rathlosigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier ist wesentlich nur von Bedeutung, daß man bereits selbst die Einigung gefunden haben müsse, um jenen in Anderen versuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literarische insbesondere ein Besiegtsein der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. s. w. erheische, so will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen

und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren von den Staatssophisten, wie von denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo diese nicht zu finden ist, ein Herausstreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu sehen; wie es auf der andern Seite abstößt, immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeklamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten speisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei doch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides.

Volksschrift und Kinderschrift.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel desselben Buches genannt zu sehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Spekulation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß durch Darlegung des Sachverhaltes die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes und die des gereiften schlichten Mannes ist durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet

werden, beim Volke aber ist die bereits ausgebildete Anschauung zu Gedanken und Gesammtbegriffen zu erheben. Dort muß die Welt erst erschlossen, hier die theils falsch theils zerstreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachsene Mann aus dem Volke bedarf anderer Kost als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind schon diejenigen Kinderschriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt ist, und die kein wiederholtes Lesen vertragen, so ist dies noch weit mehr bei der Volksschrift der Fall.

Darum stößt es auf einen innern Widerspruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule schickt; er ist kein Neuling in der Welt, er kennt sie längst, weiß sie nur nicht immer im Zusammenhange zu fassen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldatenpflicht, fordert Steuern von ihm ein u. s. w. was soll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menschlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längst verlassen, das jetzige Männergeschlecht hat

in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht vollendet, es will über andere Interessen belehrt sein.

Der schulmeisternde oder gar kindliche Ton der Volksschrift bringt es dazu, daß sich der gereifte Mann höchsten Falls lächelnd abwendet und nichts davon wissen will.

Ich kenne eine Volksschrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!“ angeredet wird; zu solcher süßlicher Schulmeisterei führt ein verkehrter Geschmack.

Wenn auf dem Lande Lesevereine, Leseabende u. dgl. eingerichtet werden, sollte nicht das Schulzimmer, sondern ein Zimmer des Rathhauses dazu gewählt werden. In den Erwachsenen regt sich mit Recht eine Widerspenstigkeit gegen die Anmuthung, sich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu lassen; das Rathhaus ist der Ort für Männer, die sich selbständig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben ist ein sichtbarer Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, es wird auch in der Volksschrift seine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben so sehr es sich innerlich widerspricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben so verkehrt ist es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfassung ꝛc. zu einem Schulgegenstande machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so trockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens, es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderschule. Laßt nur ein gesundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den stillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar sein, um was es sich handelt u. s. w.,

gerade solche unversehens empfangenen halb verhüllten Eindrücke graben sich am tiefsten in die Seele und werden zu den wurzelfestesten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, sondern auch wenn allgemein menschliche Triebe, Tugenden und Laster dargestellt werden, sind Volks- und Kinderschriften verschieden. In den letzteren kann die Darstellung in Einer Farbe in idealer Unvermischtheit sich halten, weil es darauf ankommt, solche Zustände erst kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebnisse bereits aus Erfahrung kennt, müssen sie in der Mischung, die ihnen die Wirklichkeit gibt, vorgeführt werden, wenn sie Glauben und Nacheiferung erwecken sollen. Auch sind hier Geschlechtsbeziehungen u. dgl. nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben sollen.

So sehr nun auch Kinderschrift und Volksschrift getrennt sein müssen, so theilen sie doch die Bedingung, daß die Zustände des Lebens mit sittlichem Auge aufgenommen sein müssen.

Unsere schöne Literatur hat sich vielfach so gestaltet, daß sie nicht im Familienkreise laut gelesen werden kann, weil sie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rücksichtslos verfährt, weil die staatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjekts stachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeschmacks verdrängt. Ohne darum in englische Zimperlichkeit zu verfallen, hat man sich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbstbeschränkung auferlegt, die zugleich auch der Ausländerei einen Damm entgegensetzt.

Bei der Volksschrift tritt solche Zurückhaltung von selbst ein. Das Cynische wie das Lüderliche darf keinen Raum in der Volksschrift gewinnen; sie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindestens, trotz seiner Derbheit, den gesunden Sinn des einsam lesenden Bürgersmannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er sieht darin eine Geringschätzung. Eine Weile mag er wol auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch

kopfschüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie z. B. die im Dialekte geschriebenen von Weizmann u. A., haben keinen Halt im Volke, und nur etwa bei sogenannten höheren, aber auch frivolen Kreisen.

Dazu kommt als äußerer Umstand hinzu, daß in den Volkskreisen fast nie einsam gelesen wird; man hat selten besondere stille Elternstuben, von Kind und Gesinde getrennt; das Leben ist ein gemeinsames.

Wenn in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerstuben ein Bücherbrett vorhanden ist, ist es nicht verschlossen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und es wird solches weglegen, wenn es unverständlich ist oder fernliegende Interessen behandelt.

Wie wird dann in den Volkskreisen eine Schrift meist gelesen? Die Familie sitzt nach vollbrachtem Tagewerke Abends bei einander, der Gesprächsstoff ist erschöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem seiner Kinder, das noch die Schule oder die Christenlehre besucht und sagt: „Lies vor, meine Au-

gen sind nicht mehr an das Lesen gewöhnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in Gemeinschaft mit allen Hausgenossen, wird nun laut, was der Schriftsteller bietet; es ist nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verständlich sei (und sogar die Kinder lesen gern solche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald offenbar ist) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um so auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. — Eine Versündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Gesammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit wie ausgelöscht ist. Solche kann daher erst nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefrischt oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob es möglich ist, die Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes dem Interesse und dem Gesichtskreise der sogenannten großen Masse näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeschichte, ein volksthümliches Geschichtswerk ist heutigen Tages wesentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht z. B. in der Erdkunde heutigen Tages zuerst von der

Heimatkunde ausgeht, so mag dies auch in der Geschichte der Fall sein; die Stammesgeschichte bildet daher den organischen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geschichtswerke vorherrschend unterrichtend sind, so gehören sie doch in das Bereich der Poesie, weil sie sich nicht blos an das rein Thatsächliche halten können, sondern daraus neue Lebensbilder schaffen müssen; etwas vom historischen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeschichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art musterhafter Weise behandelt. Er fühlte wohl, wie schwer es ist, bei den mangelhaften Quellen und dem mangelnden Zusammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Interesse zu erwecken. Er hielt sich aber fern von der pathetischen Aufgeblasenheit, die mit hochtrabenden Phrasen Begeisterung erwecken will und solche bei einer Mittelstufe und einem Mittelschlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er sich mit modernem Bewußtsein mitten in diese Ge-

schichten stellt, sie wie Familiengeschichten erzählt, nicht rein objektiv aus sich heraustreten läßt, sondern mit heiterm Blick und mancherlei Seitenwendungen sie deutet. Hier wie immer behielt er seinen zierlichen und doch schlichten Humor, dessen tiefer Ursprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutschen — sagt er z. B. bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sei besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können."

Man kann es bedauern, daß Hebel diese lebhaften Geschichten nicht fortgesetzt und vollendet hat; es fragt sich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verstimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutscher Geschichte eingetreten, daß selbst die Stammesgeschichte ihr Einheitliches verliert, theils in verschiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeschichten einzelner Herren ausartet.

Die Geschichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod sichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tausend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthusiastisches Herz, wenigstens trug er es nicht in seine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges Lächeln und Winken erkennen, wenn er, die Tagesgeschichte berichtend, sagt: „Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn." Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutschland, es bedurfte selbständiger und gewaltiger Naturen, um sich dem thatsächlichen Bestand entgegenzusetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt sich indeß ersehen, daß er manchen Wunsch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeit-

läuften überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinandersetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewiesen sein, der sich in der Komödie vom Franz und dessen Frau Victoria in den „Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813" kundgibt; wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftstellerei Hebel's, es ist das, wie bekannt, sein Aufsatz über Andreas Hofer.

Es ist empörend, mit einem ätzenden, sonst Hebel'n ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu sehen, der in aufopfernder Pietät Alles für seine Liebe in die Schanze schlug. Wol sagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheinischen auch ehemals zu Oesterreich gehörigen Ortschaften von ähnlichen voraussichtlich nur unglückbringenden Versuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über alles gesetzt, das Gemeinsame als in zweiter Reihe stehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieses voraufstellen, mit so bitterm Hohne verfolgen dürfen,

und noch dazu, weil ihr begeistertes Herz unter'm Bauernkittel schlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biogr. S. 116) berichtet, daß Hebel zu diesem Aufsatze „von Oben veranlaßt war", so ist das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als solcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er schon früher so tief als wahr ausgesprochen: „Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Jene Pietät, die aus Hofer einen Helden macht, der sich kecklich neben die glänzendsten Heroen des Alterthums stellen darf, ist ein Denkmal der unverwüstlichen Innigkeit und Treue des deutschen Volksgeistes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, sie mit Stumpf und Stil nach dieser Seite hin auszurotten, sie hat schwere Geschicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuversicht gibt, daß

das, was der deutsche Volksgeist erfaßt, eine Ausdauer und Lebenszähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zustände erringen und erhalten müssen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von seiner Sendung und eine Versündigung an seiner eigenen Natur und der des Volkes war, so dürfen wir darum doch nicht vergessen, was er gethan, wie er so lange und innig all sein Sinnen der Freude und der Wohlfahrt des Volkes zuwendete. Es war damals eine trübe Zeit, die oft die Klarsten verwirrte und verschüchterte. Nur Wenige können sich davor retten, nicht den Fehlern ihrer Natur und ihrer Zeitumgebung anheim zu fallen, jeder trägt mehr oder minder ihre Schatten. So betrübend dies auch für den ersten Anblick erscheinen mag, so liegt darin doch wieder eine höhere Ausgleichung. Wir sind dadurch allein frei von der starren Macht des Autoritätsglaubens, wir legen bei jedem Charakter ohne Scheu den Maßstab der Kritik an, nichts gilt blos deshalb, weil es von ihm ausging;

wir geben uns nie gefangen an die Aussprüche und Thaten eines Einzelnen. Bei aller Verehrung verkennen wir die Schatten nicht und lassen sie mit Wehmuth oder in Erkenntniß der Mangelhaftigkeit alles Endlichen dahingestellt.

Der Patriarchalismus und der freie Staat.

Hebel war der Hausfreund des Volkes, er war eine friedliche, dem Patriarchalischen zugewendete Natur, nicht zum Kampfe geboren; er arbeitete für die Begründung des Menschenwohls auf dem Boden der Privattugend, der häuslichen Umfriedung, für die Kämpfe „draußen in der Welt" war er nicht geartet.

Für das Kleinste im Privat- und häuslichen Leben hat Hebel ein sorgfältiges Auge, sein „Guter Rath", der Manchem „geringfügig und vielleicht lächerlich scheinen" wird, erstreckt sich mit eindringlichen Worten selbst darauf, wie man die Strumpfbänder knüpfen soll. Die angeführte von Hebel selbst erkannte Besorgniß könnte aber nur durch einen Misverstand in Erfüllung gehen.

Die Sorge für das Kleine, oft kleinlich scheinende, ist die zur echten Wirklichkeit gewordene Liebe; das Leben wie es ist setzt sich aus tausenden von kleinen Zuständen zusammen, die alle durch einen gemeinsamen Gedanken gehalten sind, der nichts zu geringe achtet, um sich daran zu bethätigen. Die Hochpunkte, in denen die lebendige Idee als solche heraustritt, sind selten. Kann man seine Mitmenschen nicht von den großen Fesseln und Banden befreien, so achtet es die wahre Liebe, die immer zugleich demüthig ist, nicht zu geringe, sie einstweilen zu lehren, einen Bändel naturgemäßer zu knüpfen.

Die Sorglichkeit für das Kleine, die sich in Hebel bekundet, ist daher keineswegs geringfügig oder lächerlich.

Dabei müssen wir es aber als einen Mangel erkennen, daß er so selten auf umfassendere Beziehungen hinleitet; für das Bürger- und Gemeinleben zeigt und bewirkt er fast gar kein Interesse.

Wir dürfen Hebel hieraus keinen besondern Vorwurf machen.

Das seit dem dreißigjährigen Kriege stockende und unterbundene Nationalleben hat vielfach die traurige Verirrung zur Folge gehabt, daß man bei uns Deutschen aller nachdrücklichen Betheiligung an den öffentlichen Zuständen sich entwöhnt hat. Noch heute wird es daher vielfach bedauert, wenn ein wissenschaftliches oder künstlerisches Talent nicht gleichgültig an den Gemeinzuständen vorübergeht, weil man — und oft mit Recht — fürchtet, es müsse sich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit sich selbst auflösen; so sehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft sich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreise ist daher auch die Ansicht gedrungen, daß man um so vornehmer erscheint, je weniger man sich — so weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten mischt. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe scheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdrossen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öf-

sentlichen Leben abzulehnen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geändert. Die besten Namen der Wissenschaft und Kunst sind auch Herolde im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von einem sagt: „Er kümmert sich nichts um Politik" und wird hoffentlich bald eine Schande werden. Die falsche Abstraktion von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernteren Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familienlebens.

Die deutsche Volksschrift wird daher hiervon ausgehen und hierauf zurückkehren müssen.

Es ist unstreitig, daß alles öffentliche Leben,

alle Ausbildung der Gemeinverhältnisse bodenlos und in die Luft gestellt ist, wenn sie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menschen zur Unterlage hat, wie dies, von andrer Seite gesehen, auch wiederum Endziel ist.

Erst dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Besitzthum, wenn sie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht blos in gegebenen Institutionen hat. Ein Hinwirken auf diese allein, ohne tiefere allgemein menschliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politische Tugend ist die Frucht der Privattugend, der Zweck an sich, der aber wiederum neue Lebenskeime in sich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Institutionen erzeugen, so auch umgekehrt. Das Bewußtsein der innern Würde, das Streben nach menschlicher Veredlung gewinnt eine frohe, frische Triebkraft, wenn Institutionen dastehen, in deren Gesetzen die Anerkennung der Menschenwürde Aller Gestalt und Leben gewonnen hat. Es ist wohl möglich, die innere

Ehre bis zu einem gewissen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entsprechen, dann aber entsteht Zwiespalt und Mißmuth in den Herzen. Innere und äußere Ehre müssen daher einander entgegenkommen. Da regen sich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da schaut man mit Herzenslust die frischen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß sie im schnell umschlagenden Froste erstarren.

Die heutige thatsächliche Staatskunst macht sich wesentlich dadurch geltend, daß sie alle und jegliche Consequenz des geschichtlich Gewordenen oder sogar des von ihr selbst Gegründeten abzuwenden trachtet, sei es, um den Schein zu retten, mit feinen Sophismen, oder einfacher und unumwundener mit Dekreten und Bajonetten. Man hat im Gesetze die Tortur abgeschafft und will nicht zur Consequenz der Geschworenengerichte vorschreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, was doch schon Justus Möser bis zur Unwiderleglichkeit als unbedingte Folgerung nachgewiesen

hat. Das heutige Männergeschlecht im Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Prinzipe des Patriarchalismus stützte sich wesentlich auf die Autorität in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Prinzip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß in sich seinen Schwerpunkt finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm gesetztes Feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem nothwendigen Endziele zu führen, in der sie aus sich das Gesetz mit neuer Autorität erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gerne eine Krisis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beschwichtigen trachtet.

Wie stellt sich nun inmitten aller dieser Zustände die Volksschrift?

Eine Bibelstelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen" heißt es Nehemiä 4, 17. Wie einst, nach diesem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorstrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenossen und zugleich die gerechte äußere Stellung derselben zu erringen trachten — ähnlich stellt sich die Aufgabe des Volksschriftstellers. Wir müssen das Ueberlebte und Abgestandene in den Gemüthern zu entfernen und dafür das schlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müssen dagegen andrerseits die äußeren Hindernisse wegzuräumen und dafür die entsprechenden Lebensformen an die Stelle zu setzen suchen. Der reiche Inhalt des Menschengeistes soll die Form der Gesetze erfüllen, mit ihnen eins werden; dies ist aber nur möglich, wenn die Gesetze sich organisch aus Geist und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgeistes als Zeugen der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrschaft zu verwenden suchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. s. w. wesentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich festgehaltenen Lebens- und Staatsformen sind.

Es ist ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde.

Ebenso verkehrt als jenes blos auf Staatsformen u. dgl. gerichtete Streben wäre aber auch das, einseitig nur auf die Charaktere wirken zu wollen.

Es klingt fast wie Hohn, ein freies Menschenthum in unfreien Verhältnissen zu fordern.

Darum muß nach beiden vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entsprechender äußerer Freiheit. Menschenbildung und freies Bürgerleben sollen Hand in Hand gehen.

Warum sind so viele nach Freiheit strebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem sie zur Herrschaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verlästert worden? Es ist nicht immer Abfall von der früheren Richtung, sondern meist etwas Anderes. Jene Männer suchten vor Allem sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben, um jeden Preis; sie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laster, ja sie schmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Ist diese zu Stande gebracht, so muß die neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten ignorirten oder gehätschelten Fehlern in Widerspruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung ist von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverstand; beides mit Recht.

Die Volksschriftsteller müssen dem Volke seine Mängel vorhalten und sie zu berichtigen suchen, andererseits das Bewußtsein seiner Würde und Kraft und der entsprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menschen bilden will, muß sie zu freien Menschen bilden.

Wie es Aufgabe der religiösen Bildung ist, die Selbstüberwindung und die daraus erstehende Wiedergeburt zu schaffen, so ist es Aufgabe der politischen Bildung im weitesten Sinne, das freie Selbstgefühl des Menschen in persönlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht zu erwecken und zu festigen. Religiöse und politische Bildung widersprechen sich demnach nicht, sie sind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es gibt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbstüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Gesetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbstgefühl als sündhafte Ueberhebung und eitle Weltlust verdammt; dieser Richtung gegenüber steht die andere, die alle Selbstüberwindung für eitel Knechts-

sinn ansieht. Beide Richtungen sind Extreme, von denen die letztere das Menschengeschlecht in Subjektivitäten zerspaltet, die erstere die Menschheit als Ganzopfer einem abstrakten Gesetze darbringt.

Für die Volksschrift kommt hier nur noch in Betracht, daß sie stets zugleich positiv und negativ wirken muß, sowohl rücksichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie schwierig dies sich nach jeder Seite hin stellt, leuchtet von selbst ein.

Hebel stand hauptsächlich auf der einen, innerlich positiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geschick ihn berufen hatte? Er ist ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menschenbildung, unbekümmert um die Kollisionen des Staatslebens und unbehindert von denselben, in's Werk zu setzen trachtete. Er führte diese mehr oder minder abstrakte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel

am runden Tische des Karlsruher Museums gesessen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; sie werden darüber lächeln, wie über so manchen in diesen Blättern unternommenen Versuch, den Charakter und die Wirksamkeit Hebels aus allgemeinen Ursprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Wesen eines Schriftstellers in seinen eigentlichen Grundzügen liegt in seinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne selber nicht deutlich vor Augen standen, die aber ein späteres Geschlecht erkennt, nicht weil es höher steht, sondern weil es das spätere Geschlecht ist.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchalischen, daß sein vornehmstes Augenmerk auf die Ordnung des innern Menschen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens stand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgesprochen, aber es ist, als ob im Hintergrunde seiner Seele der Gedanke lebte: Seid

brav und fröhlich, und überläßt alles Andere Gott und den vorgesetzten Behörden. Das läßt sich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptsächlich lebte und schrieb unter der Regierung Karl Friedrich's, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger selber durch Theilnahme am Staate für ihr Wohl sorgen, trat unter der Regierung jenes menschenfreundlichen Fürsten für Hebel nicht so scharf und bestimmt heraus. Zu diesen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus persönlicher, der mir von besonderer Bedeutung scheint. Wie in seinen Dichtungen aus dem Volke, so versetzte er sich auch in seinen Schriften für das Volk in seine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes die wesentlichen Merkmale des Patriarchalischen trägt. Alles gestaltete sich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Gesammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann später wieder

ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, so hätte er nothwendig auch das Gemeinleben in sich verarbeiten und darstellen müssen. Die Verhandlungen in der Gemeindestube und was da von allgemeinen Interessen in dieses kleine Forum hereinragt, Alles dies hätte mindestens ebenso zur Aussprache kommen müssen, als was zu Hause am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienstube, oder auch im Wirthshause beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will sich aber nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hause zu erwarten und anzusprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verstörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröstet und lenkt die Geister in sich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieses Berufes

und seine treue Erfüllung verkennen? Müssen wir auch heute noch Weiteres erheischen, so darf sich das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund gestalten.

Hebel hat sich auf einen ähnlichen Standpunkt gestellt oder sich auf demselben erhalten, wie sein größter Zeitgenosse: Göthe, er hatte das gleiche Bestreben, nur dem ewig Menschlichen in sich und anderen zu lauschen.

Wol müssen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieser sinnig tiefschauende Geist darauf bedacht sein konnte, sich zu „salviren"; wenn aber einst der Kampf mehr ausgeglichen sein wird, wenn wir nicht mehr blos um die Ehre und das Dasein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die bescheidenen Gebilde Hebel's wie die großen, gewaltigen Göthe's ohne Rückhalt und störende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Opposition ist nicht Zweck, die Aufgabe der Presse z. B. hat, wenn die Schranken der Censur gefallen sind, noch kein

Ziel erreicht; es stellt sich dann erst die eigentliche heraus, den befreiten Menschengeist die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu lassen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Arbeit des Kampfes stehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, können wir noch nicht harmlos die Festesfreuden des Geistes schaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergessen oder hinwegdenken, dann aber bringt sie der Tag uns stets wieder nahe; nur eine Weile lassen wir uns das Spiel des Menschenlebens in heiterer Sorglosigkeit deuten und erklären.

Wol ist das Leben ein stetiger Kampf und es ist auch eine Freude, wenn wir alle Kraft sich darin spannen fühlen; es gibt Naturen, die sich in dieser unausgesetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die sich nach Frieden sehnen, in dem die besten Kräfte nicht mehr zur Gegenwehr und Vernichtung, sondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt sich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergessend oder nicht inne geworden, dem Wechsel des Daseins mit Lächeln und milder Weisheit zuschaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsschlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, so können wir uns doch an der menschenfreundlichen Regung erfreuen, die sie durchzieht und solche selbst da erkennen, wo sie — wie bei Andreas Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat später, da er als Prälat in der ersten Kammer saß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes gesprochen. Abgesehen davon, daß das Verfassungsleben kaum erst gepflanzt war, gibt uns Hebel dafür einen persönlichen Aufschluß. In der Biographie wird nach seinen eigenen Aussagen berichtet, wie ihm seine Mutter schon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte *).

---

*) Ihr habt gut reden," sagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon Mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit

Man kann wol sagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müssen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun sein. Da eröffnet sich uns nun ein gewaltig Stück deutschen Lebens. Dem Volke gegenüber stehen die Beamten, die tausend und aber tausend kleinen Majestäten, oft noch geschiedener als ehe-

---

Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen Hintersassenwittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: «Peter, zieh 's Chäppli 'ra 'schumt a Her»; wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: «Peter, blieb doch sto, zieh gschwind di Chäppli ab, der Her Landvogt chummt.» Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold, — fast mein Herr."

dem die unmittelbaren Herren. Man muß es wissen, welch eine Scheu oft den unschuldigsten Bürger, ja selbst das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamte haben da und dort durch ihre Individualität ein besseres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es so lange nicht sein, so lange die Staatskunst wesentlich Polizei ist, so lange ein organisches Staatsleben nicht das Selbstgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann, ja durch sie gestützt werden soll, so lange nicht die besten Bürger zu Beamten werden.

Wir sehen an Hebel, daß seine bescheidene und stille Natur sich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes steht hiemit in Verbindung. Nur Wenige können ermessen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dies mit feinem Tiefblicke in seiner Lebensbeschreibung dargethan, oft fast unwillkür-

lich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtsein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer erst das Weinen näher stehe als der Zorn. Ein tief psychologischer Zug bekundet sich hierin. Ein strebsames, feinfühlendes Kind, von Jugend auf darauf hingewiesen, die Güte Anderer zu empfangen, sich manchen Unbilden zu fügen, statt gegen sie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügsames, das zur Weichheit werden kann. Was sich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln sollte, zur rücksichtslosen Wahrung seiner selbst, erhält dafür etwas Unentschiedenes, Rücksichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuversichtlich erfassen läßt; das Kind ist oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen gestellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältnissen seiner selbständigen Familie aufgewachsen ist, das von frühe an gewohnt ist, sich nichts gefallen zu lassen, der Welt die Selbständigkeit seiner Individualität entgegenzusetzen, sich nicht von Wohl-

thätern da und dorthin stellen zu lassen, oft mit dem Widerspruch des innersten Wesens.

Selbst dem Manne kann etwas von dieser Vorgeschichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der so zu sagen mit empfindsamer Haut durch's Leben ging und den die leiseste Berührung elektrisch durchzuckte, aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung seiner frühesten abhängigen Stellung, so sehr er auch mitunter schon mitten in derselben seine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkstreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt mit einem der höchsten Staatsämter betraut ist, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einst im Lyzeum hart angelassen wurde; auf eine Auseinandersetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen seinen Schüler. Später, als dieser ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in

trauter Stunde erörtert; Hebel gestand sein Unrecht, das dadurch veranlaßt war, daß Hebel glaubte, der Schüler wisse, wie der Lehrer ehedem Unterstützung von dessen Vater genossen und habe sich deshalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dies auch an sich ist, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an seine ehemalige Abhängigkeit störend auftauchte. Solches konnte aber nur in seltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen schlug der heitere Lebensmuth und die Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügsamkeit schließt sich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Mißlichkeit der Selbstbestimmung ab-

genommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben" zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsorte und Wirkungskreise verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer dabei mit. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in den andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Accessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weitere fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur mit gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe und Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer ho-

hen Stelle oder im friedlichen Pensionszustande endet. Da ist es nicht nöthig, daß man jeden Tag seine Arbeit schaffe und suche; wie durch unsichtbare Macht treibt die Staatsmaschine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden soll; da ist nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbstbestimmung wach rufe, täglich das Leben neu schaffe, mit Dasein und Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man sagt, seinen geweisten Weg.

Wie viele Selbständigkeiten werden da geopfert, müssen geopfert werden.

In der Staatsdienerschaft gewöhnt sich auch die Seele leicht daran, gewissermaßen nur peremtorischen Urlaub zu nehmen, sich blos bis zu einer vorgesetzten Grenze zu entfernen, wenn sie sich aus der gewohnten Lebens- und Denkweise herausbegibt.

Es gehört eine unbeugsame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit seinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerschaft mit ihren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — sich da noch die Vollkraft

und das ungeschmälerte Bewußtsein der individuellen Freiheit zu bewahren und sich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu schaffen, das rein auf sich selbst gestellt ist. Es erforderte daher eine große Energie, sich plötzlich zusammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislaufe herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innersten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es ist dies, dem besoldeten Staatsdienst gegenüber: die Schriftstellerei als Stand- und Lebensberuf. Niemand wagt es zu bestreiten, daß auf den Frieden gestellte Künste, wie Malerei, Musik, ein volles Menschenleben in Anspruch nehmen und nicht blos als Nebenbeschäftigung gelten dürfen; von der Schriftstellerei dagegen will man es noch nicht annehmen. Man kann sich auch noch nicht drein finden, daß es studirte Menschen, Gelehrte geben soll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher steigende Thei-

lung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weist mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjekte hin, ohne zu bedenken, daß es mindestens eben so viel im Staatsdienste gibt, nur daß diese nicht so herauszutreten haben, sich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müssen. Der Staatsdienst fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftstellerei vielfach die Opfer gesicherter äußerer Existenz; was ist mehr?

Wer sich in der Welt umsieht, wird viele in den Staatsdienst versetzte hochherzige und kraftvolle Geister finden, die in den endlosen Arbeiten der Büreaukratie ihre Kraft in anstrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müssen, die sie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Diese Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet solches aber nicht des Aufhebens werth, man scheint fast nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Mensch sich unabhängig gestellt, sich über sich selbst getäuscht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß sich Vieles gegen die Schriftstellerei als ausschließlichen Beruf sagen

läßt — von der Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, von den Fährlichkeiten des Daseins, die aber jeder nach seinem Berufe willig auf sich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, schöpferisch neu gestaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organisatorische Gedanken von den Kanzleien aus und sie werden auch leicht aufgegeben, weil der erste Eindruck, den sie hervorbringen, der ist, daß sie das Bewußtsein der Mühseligkeit und einbrechenden Verwirrung bei ihrer Durchführung erwecken. Man sieht hier vor Allem und zunächst die über einander rumpelnden Aktenstöße in den wohlgeordneten Registraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich seien u. s. w. Die noch so fest stehende Wahrheit wird durch einen praktischen Handgriff bei Seite geschoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältnisse gilt als Maßstab; was sich nicht darnach fügt, ist Ideologie.

Je weiter den Universitäten ihre körperschaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und sie in die Staatsmaschine eingefugt werden, desto mehr gehen alle neuen Lebensgestaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf die jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angestellt ist.

Es mag sonderbar erscheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß für einen Mann wie Hebel das Angemessenste gewesen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeschäfte entledigt und ganz seinem schriftstellerischen Wirken für das Volk überlassen hätte. Es ist betrübend, wenn man liest, wie niedergedrückt sich Hebel — gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten lesen, ebräisch lehren, die Schulen visitiren u. s. w. u. s. w. hätte wol auch ein anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er *).

*) Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taschenbuch für Geschichte (1846) mitgetheilte Briefe weitere Belege. Diese

Es wird wol eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungestempelte Bogen für halben Müßiggang ansieht, wo man, auch von Beamten-Standpunkte aus, einsehen wird, daß ein Wirken auf den Geist mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menschen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beste Präventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare,

---

Briefe sind scherzhafter Weise in lateinischer Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholischen) Seekreises ernannt worden war. Hebel schreibt: Deleo tamen meam caussam, qui ex urbe evolare cupio, quod haeretico mihi homini provincia tua occlusa est. Quod ni ita esset, rogarem abs te, ut me in circuli tui angulo quodam reciperes, in quo *pastoris* muneribus fungerer, certe *pastoritia carmina canerem.* In dem Briefe vom Januar 1817 heißt es: Ego, quam parum absim a boeotico homine, ipse ex eo audies; qui, nisi quod in *Museo* potius quam in alia quadam caupona cerevisiam meam bibo, nullo fere amplius cum *Musis* commercio utor, sed in *Acta* quae dicunt, imo ipsis Actis incumbo et in ludimagistros, qui meo respiciatui subjecti sunt, saevissimam tyrannidem exerceo. *Peream, ni in hoc injuncto mihi officio brevi tempore perituras sum.*

ein Wirken auf den Charakter und die Erkenntniß ist.

Man schätzt die Kunst des Arztes sehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn sie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man übersieht aber leicht die viel höhere Bedeutsamkeit, wenn sie dem Ausbruche zuvorkommt, einen naturgemäßen Zustand ohne Krisen herstellt und erhält.

Aehnlich stellt sich das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit sollen vereint werden, die Gesetze des Innern dogmatisch äußerlich Gestalt gewinnen, das Individuum soll mit Liebe aufgehen in die Gesammtheit, die allgemeinen Bestimmungen müssen das Zusammenfassen der Selbstbestimmungen der Mehrheit sein. Die Poesie ist es dann, die die Menschen sittlich und frei zu machen strebt, sie mit sich und der allgemeinen Vernunft vereinbart, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, sondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittel-

bare Wirken des Geistes in Dienst und Sold des Staates gestellt wissen; der Staat, auch der höhere, sittlich durchdrungene, nicht blos thatsächliche, kann und darf doch sein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geistigen Wirken durch die Presse ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längst im äußern Dienste des Staates stand, hätte dieser wol sein Wirken für den Geist als solches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philisterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei gestellt, weniger für das Volk geschaffen.

Hebel hat erst als gereifter Mann sich der Volksschriftstellerei gewidmet, weil man erst in vorgerückten Jahren sich der wirklichen Welt und der realistischen Literatur zuwendet, während man in früheren Jahren, die Welt aus sich schaffend, mehr oder minder freien Phantasiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erst auf die allemannischen Gedichte. Was nun so

aus fester Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht so leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit sich brachte.

Die Lebensfrage der Civilisation. — Der Pauperismus und die Volksschrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," so lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menschlichen Besonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben.

Arbeit ist das Loos des Menschen, ihm ist die stete Neugestaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt seines eigenen Daseins erscheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civilisation steigt, um so mehr scheint sich jener uralte Spruch erst zum Fluche auszubilden, einerseits durch Trennung seines Vor- und Nachsatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererseits durch negative

Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier sind die glühenden Fragen des Tages, die sich schwer anfassen und schmieden lassen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von selbst erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu spät wäre, das Eisen zu biegen.

Noch ist für die Frage, die den Grund unseres ganzen Gesellschaftslebens erschüttert, keine entscheidende Lösung gefunden, um so mehr ist daher Jeglicher berechtigt und verpflichtet, seine wenn auch mangelhaften Ansichten preiszugeben.

Hier mag sogleich darauf hingewiesen werden, wie kindisch oder wie aberwitzig diejenigen handeln, die, weil sie sich vorzugsweise mit der Frage des Pauperismus beschäftigen, mit besonderm Behagen die Bestrebungen der von der Gewalt ihnen gerne überlieferten Liberalen verspotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelst der freien Staatsformen eine Lösung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wissen es so gut wie ihr, daß mit

Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszustände, daß mit Preßfreiheit, Geschwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksversammlungen, noch kein wesentliches Ziel erreicht ist, aber nur vermittelst dieser läßt sich eine lebendige Wiedervereinigung der Gesellschaft bewerkstelligen.

Freilich scheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Besitze jener Formen sind, solchem zu widersprechen; aber noch hat, wie selbst von communistisch-socialistischer Seite zugestanden wird, in Deutschland der Pauperismus und das Proletariat die „classische Höhe" jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzusetzen, ist so viel sittlich religiöses Gefühl in deutschen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu selbstsüchtigem Behagen sondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Ist das Streben nach Freiheit sich seines sittlichen Endzweckes bewußt, so kann es nicht in eitle Selbstsucht zurücksinken. Der Kampf um politisch-religiöse Freiheit, der Deutschland bewegt, wird und muß in seinem Siege, eben durch seine Verbindung mit

dem wahrhaft Religiösen, sich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf sittlichem Boden erwachsene Staat kann sich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlassen jedes Einzelnen begnügen, im ruhigen Zuschauen, wie er sich durchschlage; inwieweit er aber durch Fürsorge, durch lebendiges Eingreifen sich geltend machen müsse, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erscheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier wesentlich das Verhältniß der Volksschrift zu diesen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die sich zu Gegensätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menschen soll ihm Sicherheit in sich geben und zu entsprechenden äußeren Zuständen führen. Man will eine „Hebung der unteren Klassen", indem man den Einzelnen durch sittliche Bildung zu erkräftigen trachtet, und eine ökonomische Hebung damit verbinden will; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiste sowohl wie im eigenen Lande.

Wesentlich aber läßt man hier den Einzelnen in seiner isolirten Stellung; durchaus an das bestehende Staatsleben anknüpfend, sucht man im Einzelnen zu verbessern und Maßregeln zu erweitern. Diese rein humanistische Richtung steht auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen Transscendentalismus, wenn sie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit kämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menschheit, es gleichgültig mit ansieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Mission" zeigt sich jenes Bestreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Massen in längst erstorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt sich jene empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden versammeln und sie in ihrem zeitlichen Elend an das himmlische Jenseits verweisen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt sich entgegnen, daß es fast wie Hohn klingt, dem

mit stündlicher Angst um sein Dasein Ringenden die Hoheit seiner Menschenwürde entgegenzuhalten, daß er sich daran erhebe und sie heilig achte. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut dasselbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmlischen Sphärenmusik vertröstet.

Gegenüber der vorherrschend geistig humanen Richtung stellt sich die materialistisch-communistische. Sie will nichts von einer sittlichen oder auch ökonomischen Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk ist die Gesammtheit, nur von einer vollständigen Umstellung der ganzen menschlichen Gesellschaft erwartet sie die gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes sich anschließend, sich aus der abstrakten Idee aufbauend, steift sich diese Richtung auf eine unbeugsame Consequenz.

Da die idealistische Lösung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das schnurstracks Entgegenstehende zum Prinzipe erhoben. Diese prin-

zipielle Ausbildung bis zum Extreme verdankt die materialistisch-communistische Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Der hündischen Unterwürfigkeit gegenüber die sich im Namen der Religion geltend macht, dem Zertreten der Menschenwürde, das sich damit brüstet, das Leben überwunden zu haben, indem es solches vernichtet, das ganze Diesseits als bloße Candidatur oder Verwesung betrachtet — als Gegensatz zu allem diesem mußte sich das materialistisch-communistische Extrem ausbilden. Ihm zufolge soll der Mensch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbstüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zustände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältnisse des Besitzes u. s. w. nicht gehörig geordnet seien. Wir sehen hier dasselbe Moment, nur erweiterter, was wir oben bei manchen blos auf politische Formen Hinstrebenden bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man schmeichelt den Leidenschaften und nimmt sie gar zu

Bundesgenossen. Dies Extrem ist eben so verwerflich als das vorher betrachtete.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührt und der für die Volksschrift von besonderer Bedeutung ist. Man wird von diesem Standpunkte aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verschuldung, die in der selbst erzeugten oder festgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zustände darzulegen, alles Uebel den socialen Mißständen in die Schuhe zu schieben, mit einem Worte: das Laster als Unglück darzustellen und mit einer ruchlosen Sentimentalität aufzuputzen.

Es ist bekannt, wie gerne Hoch und Nieder geneigt ist, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umstände zu beschönigen. Dabei ist auch unbestreitbar, wie oft eine Missethat und sogar ein fortgesetztes Lasterleben ihren Ursprung in einer drängenden Verwicklung der Umstände, in dem Jugendleben u. s. w. hatten, wie namentlich die groben Laster und Vergehen, die sich im sogenannten niedern Volke finden, mit den

Verhältnissen und Zuständen desselben eng verbunden sind. In dem Strafverfahren besonders muß daher die Psychologie des Verbrechens und des Lasters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geistes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämonischer Macht in einen engen Kreis festbannt, die Rettung und Erhebung abschneidet. Dieses muß namentlich dem starren Gesetze gegenüber geltend gemacht werden, dessen nothwendige Unbeugsamkeit eine momentane Besonderheit und selbst eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen sittlichen Boden unterhöhlen, eine unabsehbare Corruption vorbereiten, wenn man diesen Standpunkt zum ausschließlichen macht, alle Verantwortung von dem Gewissen und dem freien Willen ab auf die Zustände wälzt. Wer kennt nicht die Zustände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoisie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das ist sicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen diese Richtung gekämpft werden, die sich unter allerlei einschmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen strebt.

Eine Vermittlung zwischen den beiden genannten Richtungen, zwischen der Wirkung auf den Geist und auf die äußeren Zustände zu versuchen, ist unendlich schwierig, und doch ist sie eben so unumgänglich wie wir sie bei den vorherrschend politischen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch so fein gefugter neuer Gesellschaftsplan ist ohne ein heiligendes, sittliches Prinzip nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geist, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht blos durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zustände sollen naturgemäßer gestaltet werden, weil das Bewußtsein der in den Menschen auferbauten Würde es verlangt, und weil sie nur in derselben zur freien Entfaltung des Menschenthums gelangen können. Steht dies im Hintergrund, so ist das materielle Streben zu-

gleich auch ein sittliches, in sich gefestigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anspruch geben als den auf Arbeit und auf entsprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieser naturrechtliche Anspruch stellt sich zu einer Anforderung an die Gesellschaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in sich aufgenommen und fest gestellt hat.

Und doch ist das „Recht auf Arbeit" und daraus folgende Wohlfahrt kein so unbestrittenes.

Der Polizeistaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeistaat zu sein. Er weiß von seinen Bürgern nur etwas, wenn sie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienste zu leisten haben, oder er kommt nur zum Bewußtsein seiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher u. dgl. verfolgt wird, oder prophylaktische Maßregeln zu geben sind. Was kümmert den Polizeistaat die Noth und das Elend des Gesunden, der sich noch durch kein Verbrechen der Fürsorge würdig gemacht hat? Der Polizeistaat hat seine Verordnungen

gegen das Betteln, hat seine Gefängnisse, durch deren Verbesserung er sich einen humanen Anstrich zu geben sucht.

Der Polizeistaat will nicht sehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht, er sucht sich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communist in Bereitschaft und er ist gerichtet. Der Polizeistaat sieht sich nicht einmal gemüßigt, Vorschläge, die nicht entfernt die Verletzung eines bestehenden Rechtes mit sich führen, zu berücksichtigen*).

*) Ich erinnere hier nur an den vortrefflichen, bis ins Detail ausgeführten Vorschlag von Karl Weil (Constitutionelle Jahrbücher 1844. 3. Bd.): Wie kann der Bau der großen Eisenbahnen als Mittel zur dauernden Verbesserung des Schicksals einer großen Zahl von Arbeitern benutzt werden?" Was ist darauf geschehen? Man hat keinerlei Organisation getroffen. Man hat sich begnügt, den Arbeits- und Nahrungslosen entgegen zu halten: wenn euch Arbeit und Lohn nicht gefällt, könnt ihr gehen. Man hat jeglicher Erörterung der ungeordneten Massen mit Bajonetten und Kugeln oder mit Einfahndung geantwortet. Der

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entsprechende Pflicht des Staates in Frage stellt, stützt sich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freiesten Entfaltung feststellen und schirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß selber seines Glückes Schmied sein. Aber man kann nur schmieden, wo Eisen ist, ein bloßes leeres Geschehenlassen erscheint als illusorische Freiheit.

Hier zeigt sich wieder die schwierige Aufgabe

Friedensbau der neuen Zeit, die Bahn der Völkereinigung ist blutunterlaufen!

Man erschrickt vor der kommenden Zeit, da die Eisenbahnbauten vollendet sein werden, und doch ist nirgends eine Spur davon, daß man Veranstaltungen zur Verhütung der hereinbrechenden Noth trifft.

Die Erschwerungen der Ansässigmachung, aus Furcht der Gemeinden vor gesammter Verarmung, zeigt schon jetzt einen sittlichen und ökonomischen Zerfall, den auch der Polizeistaat sich nicht länger wird verhehlen können. Eine Hebung des erstarrten Staatslebens kann nur von der freien Gesellschaftung ausgehen.

die individuelle Freiheit in der gesammten und durch dieselbe zu erhalten, eine weltliche Vorsehung zu gründen, die der göttlichen nachstrebend, eben so viel Freiheit als Nothwendigkeit in sich schließt.

Das aber läßt sich wol als ein Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der consequente Communismus blos eine Umkehr der jetzigen Zustände ist und der innersten Menschennatur, deren Wesen die Freiheit und Selbständigkeit ist, widerspricht.

Der früher festgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieser letztere als ein jenseitiges betrachtet und die Arbeit als das schlechte Diesseits entweiht und aller inwohnende Geist ihr entzogen wurde — ist selbst von communistischer Seite überwunden, und weil der Lohn als vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Bestimmug des Lohnes sich die Zerwürfnisse des Arbeitslebens aufthun, soll es gar keinen Einzellohn mehr geben, sondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menschheit spaltete, soll alles Einzelleben sich in das gemeinsame auflösen.

Weil die Individuen sich so sehr vereinzelten, soll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne sich nicht selber helfen konnte, soll jetzt die ganze Gestaltung seines Daseins nicht mehr von ihm, sondern von der Gesellschaft ausgehen; diese soll nicht mehr blos gewähren lassen, sondern auch Alles vorbereiten, anordnen und schaffen; weil die Maschinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, soll jetzt die Menschheit eine Maschine werden.

Der moderne Staat löste den auf Ständewesen und Zunftgliederungen gegründeten auf und ist — trotz vielfacher Restaurationsversuche — noch in der Auflösung des Ständewesens begriffen. Freie Konkurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allseitige Freiheit des Individuums, ist Prinzip des neuen Staats- und Gesellschafts-Lebens.

Im heutigen Staate nun wie er ist, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung als die Herren Beamten und Offiziere. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um

die losen aus einander fallenden Blätter zusammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geschichte — von einem vierten Stande zu reden erscheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt wesentlich atomistisch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Unterlage seines Besitzes, so ist er doch nicht minder isolirt als der von seine Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er solches auch nicht so unmittelbar schwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der jene geregelt und dieses in organische Verbindung mit anderen gebracht werde.

Der letzte Zweck des staatlichen Gemeinlebens ist das freie Individuum, dieses soll und muß erhalten werden bei der organischen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erscheint daher als

nothwendig, das allerdings zunächst denen zu statten kommt und kommen soll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in seinen weiteren Folgerungen die gesammte Gesellschaft zu einem neuen lebendigen sich in allen seinen Theilen hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie abbrechen, wenn man einerseits — in die alte Büreaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, sich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererseits communistisch den Stil umkehrte und das freie Individuum in eine Kasernenwirthschaft einzusperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier schwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß sich die Besten an deren Lösung versuchen.

Die Volksschrift darf sich — meiner Ansicht nach — nicht verleiten lassen, sich hier auf das weite Meer der Hypothesen hinauszuwagen; das muß der Wissenschaft überlassen bleiben. Man

nimmt zu Entdeckungsreisen nicht alsbald die ganze Nation an Bord.

Die Volksschrift muß sich möglichst an sichere Errungenschaften halten.

Kein noch so abenteuerlicher Organisationsplan soll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet sich der erlösende Geist aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur soll nicht das lallende Kind schon Führer und Heiland sein wollen, es muß erst zum Manne reifen und erstarken.

Es gibt heut zu Tage Viele, die nicht schnell genug zu dem Ruhme gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu sein, und was sie gestern gefunden, soll heute schon der ganzen Menschheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthschaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht sättigt — man hält für Nahrung und Aussaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geistes sind so voll gespeichert, es erstickt so viel gesunde Frucht,

daß wir wol zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem andern hat daher die Volksschrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menschen zu gegenseitiger Aushülfe und gemeinsamer Förderung ihrer Interessen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unscheinbare Veranstaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeistaat eine Rettung anerkennen und gewähren lassen wird, die nicht aus ihm gekommen ist.

Ein frommer Wunsch.

Ich will mit einem freudigen Aufblicke schließen.

Hebel wollte in seinem letzten Willen die Bestimmung festsetzen, daß aus einer Stiftung von seiner Hinterlassenschaft: den Greisen zu Hausen (seinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeschafft werden sollten.

Diese letztwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiderseitige Absicht zeigt aber Hebel's vorherrschende Bestrebung. Nicht ausschließlich der Noth, sondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die Alten sollten Wein zu trinken bekommen und fröhlich und guter Dinge sein.

Ich habe in diesen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil diese in frischer Anschaulichkeit oft ausgebreitete Ergebnisse des Denkens und Fühlens zusammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelstelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gib den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürsten starkes Getränk. Sie möchten trinken und die Rechte vergessen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt starkes Getränk denen, die umkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß sie trinken und ihres Elendes vergessen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlassen sind. Thue deinen Mund auf und richte recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um ihres Elendes zu vergessen soll den Armen und Verlassenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, sondern auch damit sie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daseins.

Der Noth und dem Mangel soll mit aller Macht gesteuert und neue Lebenseinrichtungen zu ihrer Verhinderung geschaffen werden. Um Mensch zu sein, zur Schönheit des Menschendaseins, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfnisses nicht; das erheischt einen gewissen Ueberfluß, eine Festtagsfreude, ein Huhn im Topfe, wie jener wohlmeinende König sich ausdrückt, ein flatterndes Band am schützenden Kleide.

Wir müssen unablässig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Last ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur seinen Durst zu stillen, sondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geistes ist noch unser, so sehr auch die modernen Unholde ihn abwehrend umstehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Freudetrunk daraus schöpfen.

Vorerst ist es unsere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poesie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu lassen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des

Lebens gestellt sind — gebt Wein den betrübten Seelen."

Wol aber mögen wir hoffen, daß der Geist und die Hoheit des Daseins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferstehe, sondern daß Schönheit und Freude einst wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenster der niedersten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menschen schauen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Badische Landesbibliothek